
A
0
000
035
446
4
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



Johann Eberlin von Günzburg.

Ein reformatorisches Charakterbild aus Luthers Zeit.

Für die Gegenwart dargestellt

von

Julius Werner

Pfarrer an der Paulskirche zu Frankfurt a. M.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.



Heidelberg 1905.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Johann Eberlin von Günzburg.

Ein reformatorisches Charakterbild aus Luthers Zeit.

Für die Gegenwart dargestellt

von

Julius Werner

Pfarrer an der Paulskirche zu Frankfurt a. M.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.



Heidelberg 1905.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

„Hindurch mit Freuden!"

Eberlin im VIII. Bundesgenossen.



Vorwort.

Diese zweite Auflage unterscheidet sich wesentlich von der ersten. In der ersten Auflage lehnte sich die Darstellung viel unmittelbarer und weitgehender an die Quellen an. Das gab dem Ganzen wohl einen eigenartigen Reiz, bot aber der Lektüre auch wieder manche Unbequemlichkeiten. Der Leser mußte sich erst mühsam in die unserem Sprachgefühl fremd klingenden Eberlinschen Zitate hineinlesen. Das ist nun in der zweiten Auflage anders. Die Darstellung ist einheitlicher, geschlossener. Ohne den Wahrheitsgehalt der Quellen zu beeinträchtigen und das Kolorit des Reformationszeitalters zu verwischen, erscheint Eberlins Charakterbild jetzt in mehr moderner Beleuchtung. Ich lasse die Quellen nur noch da unmittelbar reden, wo sie im Ausdruck Charakteristisches bieten. Diese größere Freiheit gegenüber den Eberlinschen Schriften erscheint auch durch den Umstand gerechtfertigt, daß neuerdings der Luther-

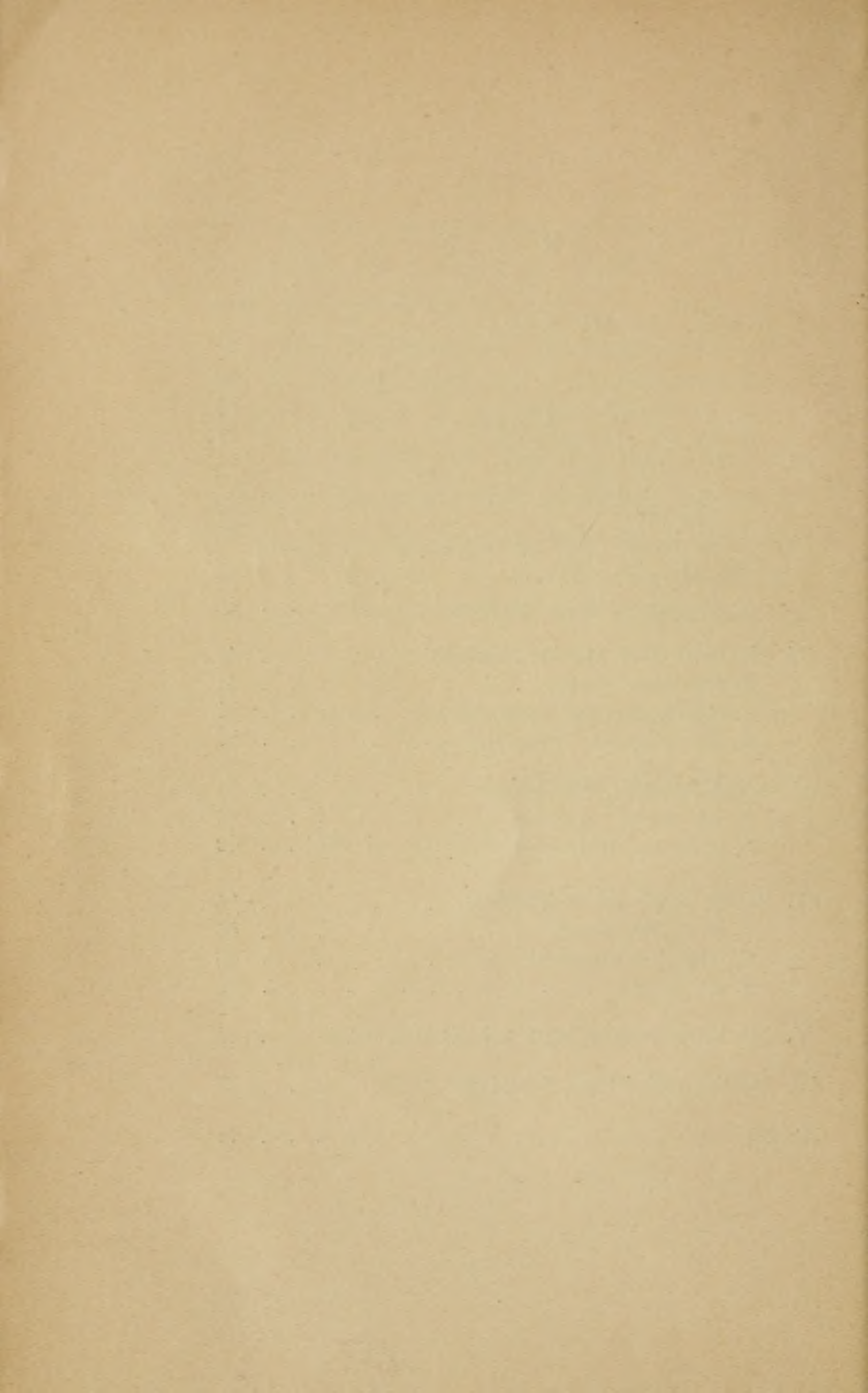
forscher Konsistorialrat Dr. theol. Enders in Oberrad-Frankfurt a. M. in dankenswerter Weise einen Neudruck der Werke Eberlins besorgt hat. (Halle. Max Niemeyer.) Dadurch ist es einem jeden leicht möglich, die Quellen kennen zu lernen und mein Urteil bei Eberlin selber nachzuprüfen.

Das Zeitbedürfnis, aus dem heraus die erste Auflage entstanden, ist auch heute noch das gleiche. Es gilt, die Erinnerung an einen mit Unrecht vergessenen Vorkämpfer für deutsch-nationale Einheit, evangelische Glaubensfreiheit und Sozialreform lebensvoll zu erneuern.

Frankfurt am Main, am Sedanstage 1904.

Julius Werner.

Inhalt.





I. Eberlins Leben und Wirken.

1. Der Gesamteindruck.

Als eine der anziehendsten Gestalten in Luthers weiterem Freundeskreis grüßen wir Johann Eberlin. Dieser schwäbische Prädikant und deutsch-nationale Vorkämpfer besitzt nicht des Wittenberger Reformators Geistesgewalt, erinnert jedoch in seiner volkstümlichen Kraft sehr lebhaft an Luthers Art. Mutig und gemütvoll, begeisterungsfähig und geraden Sinnes nimmt Eberlin an den religiösen, wirtschaftlichen und nationalen Kämpfen des Reformationszeitalters hervorragenden Anteil. Seine sozialen Ideen haben, von einigen Absonderlichkeiten abgesehen, eine überraschende Geistesverwandtschaft mit Bestrebungen unserer Tage und muten uns geradezu modern an. Sein Kampf gegen die ultramontane Vorherrschaft in deutschen Landen weckt unsere kampfesfrohe Liebe für deutsches Volkstum zu heller, vaterländischer Begeisterung.

Die Urteile, welche Eberlin, als Hausgenosse von Luther und Melanchthon, über diese Häupter der Re-

formation fällt, gestalten sich zu einem vernichtenden Protest gegen die geschichtliche Karrikaturenzeichnung eines Denifle und Konsorten.

In einer Zeit, wo viele Männer dem Byzantinismus nach oben und nach unten huldigen, wirkt Eberlins Beispiel krafterhebend und charakterstärkend. Denn unbekümmert um Herrengunst und Herrenhaß, innerlich frei vom Urteil der wandelbaren Menge, schreitet der tapfere Schwabe aufrechten Ganges durch die Wirren seiner Zeit. Ja, wenn wir sehen, daß er die nie ruhenden Schwierigkeiten: klerikalen Neid, bureaukratische Schindereien, der Freunde Lauheit und der Feinde Bosheit, mit sieghaftem, freudigem Geiste überwindet, so gewinnt dieser treue Volksmann unser Herz und füllt unsere Augen mit dem Glanz neuer Liebe und Hoffnung!

2. Die Jugendzeit.

Geboren wurde Johann Eberlin ums Jahr 1470 zu Günzburg, einem Donaustädtchen in dem alemannischen Landstrich zwischen Ulm und Augsburg. Es war damals Sitte, neben dem Familiennamen den Geburtsort zu nennen. So lautet der volle, stehende Name: Johann Eberlin von Günzburg.

Über Eberlins Jugendzeit ruht ein Schleier, den geschichtliche Forschung nicht hat lüften können. Jedoch wissen wir, daß seine Kindheitstage nicht vom

Glanz äußeren Glückes vergoldet waren. Er hatte, wie so mancher kraftgestählte Mann, eine gedrückte Jugend. Schon früh begann sein Kampf gegen die Härten und Unbilden des Lebens. Im reifen Mannesalter bekennt er, daß ihn Gott von früher Kindheit an durch viel Leid hindurchgeführt habe. Aber dies Bekenntnis will er nicht als eine Anklage wider das Schicksal aufgefaßt wissen. Im Gegenteil: als der Horizont seines Lebens sich erweitert und sein Urteil sich geklärt hatte, erkannte er in dem Unglück ein großes Glück. Denn die eigene bittere Lebenserfahrung habe ihn von früh auf mitleidig und hülfsbereit gestimmt.

Da Eberlin seiner Eltern nirgends Erwähnung tut, müssen wir vermuten, daß er sie schon sehr früh verloren. Tatsächlich bestimmen Verwandte seinen Bildungsgang, der ganz in den mittelalterlichen Bahnen jener Zeit sich vollzog.

Nachdem er die Universität Ingolstadt besucht hatte, taucht er 1489 in Basel auf. Diese Hochschule am jungen Rhein, wo ein paar Jahrzehnte später die reformatorischen Geistesmächte den Sieg erkämpften, war damals noch eine Hochburg mittelalterlich-kirchlicher Philosophie. Wohl war die Musenstadt mit dem Lorbeer humanistischer Studien geziert; aber es war jener Humanismus durchaus altkirchlich; im Grunde nur modernisierte Scholastik. Der scholastisch-mittelalterliche Geist gab Eberlins Bildungsgang das entscheidende Gepräge.

3. Im Franziskanerorden.

Auf Anraten eines einflußreichen Verwandten, des Stadtpredigers Scherdüng in Heilbronn, der ein glühender Verehrer von des hl. Franziskus Orden war, zog Eberlin die Mönchskutte der Barfüßer an. Aber es war nicht nur äußerlich das Mönchsgewand, das er wählte, sondern mit brennendem Eifer widmete er sich den Regeln seines Ordens. Diesem Eifer und seiner volkstümlichen Begabung hatte er es zu danken, daß er 1519 als Ordensprediger nach Tübingen berufen wurde. Wenn man bedenkt, daß Tübingen die Stadt war, in welcher Gabriel Biel, ein hervorragender Prediger, das Volk gewöhnt hatte, auf herzbewegende Rede zu lauschen, so lag in dieser Berufung schon eine ehrenvolle Anerkennung für Eberlins Ordenseifer und Redetalent. Und in der Tat, der Franziskanerprediger übertraf die in ihn gesetzten Erwartungen. Er predigte mit wachsendem Erfolg auch hin und her in der Umgegend, in Klöstern und im Freien. Und allewege hatte er großen Zulauf. Aber gerade der gewaltige Anklang, den seine Predigten fanden, und seine zunehmende Popularität machten ihn, den Mann der praktischen Gaben, zu einem mißliebigen Rivalen der stolzen, „gelahrten", aber wirkungsunfähigen Universitätslehrer. Die „großen Doctores", insonderheit die geistlichen, haßten und neideten den Volksprediger. Die Schriftgelehrten setzten es durch, daß Eberlin trotz seiner unanfechtbaren Orthodoxie Tübingen verlassen

mußte. Eberlin wurde wegbefördert. Er erhielt die Stelle eines Lesemeisters am Barfüßerkloster zu Ulm. Hier in der freien Reichsstadt eroberte sich Eberlin sehr schnell eine angesehene Stellung. Und zwar fielen ihm nicht nur die Herzen des leicht erregbaren „gemeinen Mannes" zu, sondern er erwarb sich sogar das Vertrauen „der fürsichtigen weisen Herrn vom Rat".

Wie Saulus dem Pharisäertum, Luther, der Augustinermönch, dem Papsttum, so war Eberlin seinem Franziskanerorden mit aller Seelenglut ergeben. Er war ein rechter „Pfaffenpreiser, der des Franziskus Tandmäre höher achtete denn Christi Lehre". Wie Luther zu Erfurt, so konnte Eberlin in Ulm sich in der Möncherei nicht genug tun. Er sagt selber: „Ich bin um Mitternacht aufgestanden, um zu singen, und habe gefastet und mich gegeißelt". Aber auch ihm wollte die Möncherei nicht den Himmel aufschließen und Frieden ins Herz geben.

Da ging ihm das Licht von Damaskus auf. Es war die Zeit, in welcher Luther seine ersten großen Reformationsschriften verfaßt hatte. Luthers neue Gedanken und seine Kämpfe mit dem römischen Stuhl wurden überall bekannt. Die neue Lehre drang auch nach Ulm; auch in Eberlins Mönchszelle. Der mönchische Lobredner wurde durch die neue Lektüre gezwungen, Christi Lehre und der Apostel Leben mit der Ordenspraxis zu vergleichen. Der klaffende Widerspruch, den er da gewahrte, beunruhigte ihn. Aus dieser Beunruhigung entstanden Bedenken, und auf

dem Boden der Bedenken reifte die klare Überzeugung, daß an der ganzen mönchischen Tuerei nur der Teufel sein Wohlgefallen habe. Trotzdem sich seine Anschauungen von Grund aus geändert hatten, und er sich in seinem Gewissen frei fühlte, so blieb er doch noch Tage und Monate im Orden. Luther hatte ja auch nicht sofort nach dem inneren Bruch das Mönchsgewand abgelegt. Aber die äußere Lossage mußte kommen. Die Logik der Tatsachen ist unerbittlich. Durch seine innere Hinneigung zur neuen Lehre hatte Eberlin nichts an seiner Volkstümlichkeit eingebüßt. Das Gegenteil war eher wahrzunehmen. Aber gerade diese Tatsache mußte zum Sturze Eberlins führen. Die ohnehin neidischen Amtsbrüder zettelten bösartige Umtriebe an. Der glühende Haß, mit dem die Kirche Roms je und je die von ihr abfallenden Konvertiten verfolgte, loderte in hellen Flammen empor. Es war beschlossene Sache, Eberlin aus dem Orden und aus der Stadt hinauszudrängen. Ein besser gesinnter Klosterbruder bekannte Eberlin gegenüber: „Vater Prediger, ob Ihr auch werdet schweigen von unsrer Handlung wider Euch, so werden doch Tisch und Bänke davon reden“. Ob auch der gemeine Mann dem beliebten Prediger treu blieb, und der Rat auf seine Seite trat, trug doch die feindliche Ordenspartei den Sieg davon. Eberlin mußte am Peter- und Paulstage des entscheidungsvollen Jahres 1521 die Reichsstadt Ulm verlassen.

4. Die „XV Bundesgenossen".

Noch angetan mit Kappe und Kutte, aber gestützt auf den sicheren Stab des neuen Glaubens, zog Eberlin aus Ulms Toren hinaus in eine Welt voll Streit und Unruhe. Eine neue Sonne war ihm aufgegangen. Es war ein Sonnenaufgang bei Sturm und schwerem Gewölk. Und während ihm der Morgenwind um die Stirn wehte, kam er sich seinen bisherigen Ordenskollegen gegenüber vor wie ein Wanderer auf einsamen Höhen, der die goldnen Frührotstrahlen grüßt, während tief unten die Welt noch schläft in Nacht und Nebel. Eberlin war jetzt, wie der damalige Ausdruck lautete: ein „ausgelaufener Mönch", ein fahrender Prediger. In dieser Eigenschaft durchwanderte er zunächst seine Heimat. Aber wenn schon ein gefeierter Prophet nichts gilt in seinem Vaterland, wieviel weniger ein renegater, verfolgter Ordensmann! So blieb er auch nicht lange in der Gegend, daran sein Herz von Jugend auf hing. Er, der sich aus der babylonischen Gefangenschaft der Möncherei erlöst fühlte, strebte nach dem gelobten Land der Freiheit, nach der Schweiz. Dort verbrachte Eberlin den Sommer 1521. Als bemerkenswerte Tatsache wird erwähnt, daß er „zu Oberbaden ganz lutherisch predigte". Während er früher das Leben der Geistlichen und Laien nach der Regel des hl. Franziskus beurteilte, entwarf er jetzt das christliche und pastorale Lebensideal nach den Episteln des großen Paulus. Es lag nur zu nahe, daß Eberlin seine feurige Straf-

rede vor allem gegen die sittlichen Krankheitserscheinungen im Klosterleben richtete. Er kannte ja die anstößige Praxis aus eigener Erfahrung. Und gerade die eigenen bitteren Erlebnisse zitterten gleichsam in seinen Reden nach und verliehen seinen Worten eine einschlagende Wirkung. Ein römischer Priester rief bei einer solchen Rede Eberlins aus: O, wäre ich lieber ein Sauhirte geworden denn ein Pfaffe! Man könnte vermuten, daß der Haß den Renegaten zur scharfen Fehde wider die Mönche antrieb; allein das war nicht der Fall. Bei allem Sturm und Drang, der den Neubekehrten bewegte, befleißigte er sich doch der Mäßigung und wurde in seinen Angriffen niemals persönlich. Er hat nur, wie er selbst aussprach, seinen bisherigen Irrtum bekennen und andere vor Schaden warnen wollen.

Aber es war nicht nur und nicht in hervorragender Weise das mündliche Wort, in dem Eberlin seine neuen Überzeugungen verkündigte. Seine Haupttätigkeit im Jahre 1521 bestand in der Abfassung von Flugschriften, deren erste unter dem Titel: „Fünfzehn Bundesgenossen" in Basel erschienen. Dieses Erstlingswerk wird von späteren Schriften an Klarheit und Tiefe übertroffen. Aber die Fünfzehn Bundesgenossen zeigen, daß Eberlin mit Glut und Gewalt die neuen Ideen ergriffen hat. Trotz der trüben Sturmeszeichen der Gegenwart blickt der glaubensstarke Volksmann doch mit geradezu grandioser Zuversicht einer glücklicheren kirchlichen, politischen und sozialen Zukunft entgegen. Wir wer-

den an anderer Stelle den Inhalt dieser Schrift darstellen. Hier sei nur ein Wort über den Geist und die Form gesagt.

In den Fünfzehn Bundesgenossen klingt das Nationale und Religiöse zu einer großen, starken Einheit zusammen. Während wir Neueren immer noch mit einer gewissen Ängstlichkeit und Unsicherheit das Protestantische mit dem Politischen verbinden, erscheint es Eberlin und den Reformern seiner Zeit als ganz selbstverständlich, daß der religiöse Gedanke auch seine kraftvollen Konsequenzen im politischen und nationalen Leben habe. Eberlin macht nie die Religion zur Politik, aber er zeigt mit großem Freimut, daß die neue reformatorische Lehre, wenn sie sich ins Leben umsetzen soll, auch reformierend auf das Volksleben wirken müsse. Die Freiheit der Gewissen vom Papst muß, nach Eberlin, auch zur Freiheit der deutschen Nation vom römischen Stuhl führen. Und ein sittlich-religiöses Leben nach den Grundsätzen der Heiligen Schrift ist unvereinbar mit dem Weiterbestehen öffentlicher Unsittlichkeit und sozialer Ungerechtigkeit.

Diese Grundgedanken versteht nun Eberlin in reicher Abwechslung und in origineller, volkstümlich-packender Weise zu gestalten. Von dieser Form ein kurzes Wort!

Eberlin zeigt sich in den Fünfzehn Bundesgenossen und auch später als ein Meister im Abfassen von Flugschriften. Die volkstümlichen Flugschriften waren die Zeitungen im Reformationszeitalter; sie

spiegeln die öffentliche Stimmung und machen die öffentliche Meinung. Jene Volksschriften sind den Volksliedern zu vergleichen. Da sieht man dem Volk ins Herz. Und wie oft aus dem Leid das Lied entspringt, so tönen aus den fliegenden Büchlein des Volkes Klagen über kirchliches, politisches und soziales Elend. Man fühlt sich umrauscht von stürmischem Verlangen nach Hülfe. Und die Freude über das Aufleuchten eines neuen Geistes berührt wie sonniger Frühlingsschein.

In den Eberlinschen Schriften begegnet uns so recht charakteristisch das unnachahmliche Neben- und Ineinander von Naivität und Größe, von Sinnbildlichkeit und Geistigkeit, von trüber Verzagtheit und strahlender Siegesgewißheit. Spott und Ernst, Humor und religiöse Andacht, Zorn und Zartheit, das Derbe und Gemütsinnige finden sich wunderbar zusammen. Ebenso Bibelsprüche und Klassikerzitate, Geschichte und Fabel.

Die Sprache ist bewegt. Die Anlage lebensvoll. Geschichtliche und erdichtete Personen werden redend eingeführt; so gleich die „Bundesgenossen". Fünfzehn an der Zahl treten sie nacheinander auf. Jeder bringt in besonderer Art und Rede „herzliche Klage" und „getreuen Rat" vor. Der erste Bundesgenosse legt seine Beschwerde vor des Kaisers Thron nieder. „Nit verarge mir's, o frummer Kaiser, daß ich so eilends vor dein Angesicht trete. Große Not unserthalb und große Hoffnung zu dir treibt mich dazu." Der Kontakt mit dem lesenden Publikum wird man-

nigfach hergestellt und erhalten. Sehr gebräuchlich ist Anrede und Gruß zu Anfang und Schluß, Aufforderung zur Fürbitte für den Verfasser. Am Schluß findet sich beispielsweise die oft wiederkehrende Wendung: „Lieber Freund, gehab dich wohl; die Zeit naht". Andere mottoartige Schlußworte sind: „Ich hoff und harr!" — „Zeit bringt Röslein." — „Hindurch mit Freuden!", oder das lakonische Wort: „Der Bauer wird witzig."

Annoncen, Inserate und literarische Anzeigen gab es damals nicht. Jede Schrift machte durch sich selbst Reklame. Titel, Titelspruch und Titelbild animierten den Käufer. „Kauf den Spruch, es reut dich nit!" Oder „gar kurzweilig zu lesen". Der Titelvers auf dem neunten „Bundesgenossen" lautet:

„Ich mein, man fänd' auf Erden keinen,
Der dies Büchlein läs' ohn' Weinen.
Denn es uns klärlich bedeut',
Wie jetzt leben die Klosterleut'."

Mit großer Sorgfalt sind zuweilen die Titelbilder ausgeführt. In knorrigen Holzschnittfiguren wird dem Leser der Inhalt veranschaulicht. Der vierte „Bundesgenosse" geißelt die seelenlose Art, in der die Mönche ihre Tagzeiten singen. Das Titelblatt zeigt einen Mönch, auf dessen Schultern eine Drossel pfeift. — Viele Schriften Eberlins sind anonym erschienen. Auch das ist charakteristisch für die Flugschriftenliteratur jener Zeit. Bei einer Bewegung, welche ein ganzes Volk und Zeitalter erfaßt, tritt der Name des Verfassers zurück. Auch hier legt sich

der Vergleich der volkstümlichen Flugschriften mit Volks- und Kriegsliedern nahe. — Die Anonymität hatte zudem den Vorteil, daß sie vor Nachstellung schützte und die Preßfreiheit förderte.

5. In Wittenberg (1522—25).

In den ersten Lenzestagen des Jahres 1522 wanderte Eberlin aus der oberen Rheingegend über Augsburg nach Wittenberg.

Luther war noch in Acht und Bann. Er weilte als Junker Jörg auf der Wartburg und weihte durch seine Geistestat diese sagenumwobene Landgrafenfeste zu einer Burg des Lichtes. Trotz der Abwesenheit Luthers strömte doch aus der Nähe und Ferne jung und alt zur ruhmreichen Ausgangsstätte der neuen Lehre. Groß war die Erwartung. Das zeigt so schön und wahr die bei Gustav Freitag mitgeteilte Unterredung, welche mit dem psalterlesenden Rittersmann zwei Baseler Studenten hatten, die „gen Wittenberg reisten, die Heilige Schrift zu studieren". Auch Eberlin zog es, wie er sagte, „zu den Flüssen heilsamer Wasser, um Gottes Wort zu hören und auf schwierige Fragen Antwort zu finden".

Aber die „heilsamen Wasser" zu Wittenberg waren damals gerade getrübt. Karlstadt war „vom Katheder auf die Kanzel gestiegen", von wo aus er das von zugereisten Prädikanten und Schwarmgeistern bearbeitete Volk erregte. Es bildete sich mit Karlstadt an der Spitze eine Partei, welche der An-

sicht war, Luther sei auf halbem Wege stehen geblieben. Der leidenschaftliche Kampf galt der radikalen Beseitigung von liturgischen Formen und anderen Zeremonien, die Luther hatte bestehen lassen, sofern sie nicht direkt gegen den Geist der Schrift waren. Der Reformator in seinem geschichtlichen Sinn warnte vor willkürlichem Niederreißen, vor revolutionärem Umstürzen. —

Als Eberlin in Wittenberg anlangte, brausten die Wogen der Erregung. Karlstadt stand auf dem Gipfel seiner Macht. Wie auf viele Zeitgenossen, so machte dieser eigenartige Mann auch auf Eberlin einen großen Eindruck. Darüber brauchen wir uns nicht zu wundern. Denn bei aller Unberechenbarkeit war doch „der Schwarmgeist" eine interessante Persönlichkeit; ein wunderbares Gemisch von Abenteuerlichkeit und Mystik, von unhistorischem Sinn und praktisch-agitatorischer Begabung. Wie sehr Eberlin von dieses Mannes Geistesrichtung beeinflußt wurde, zeigte seine erste Schrift, die er in Wittenberg herausgab, und worin er den Kampf wider die Zeremonien mit Leidenschaftlichkeit führte. Ja, er übertrumpft noch Karlstadt: Hat dieser gezeigt, wie das Weihen unbegründet sei in der Schrift, so will ich — Eberlin — zeigen, daß es gegen Gottes Schrift und Ehre sei und dabei nicht so sanft mit den Papisten umgehen wie Luther und Melanchthon.

Als die Bewegung in Wittenberg einer Katastrophe entgegentrieb und den gedeihlichen Fortgang der Reformation in Frage stellte, erschien Luther,

so recht wie ein Platzregen in gewitterschwüler Atmosphäre. Großartiger konnte Luther seine Unabhängigkeit nach oben, seine Furchtlosigkeit nach unten nicht beweisen als dadurch, daß er unter dem rückhaltlosen Verzicht auf „Kurfürstlicher Gnaden Schutz und Schirm" mitten unter die Rottengeister trat. In acht Predigten, die er hintereinander täglich, von Invokavit bis Reminiszere hielt, dämpfte der mutige und doch so milde Mann die drohende Bewegung.

Vor Luthers geistesmächtiger Rede zerrannen alle Wirbeltheorien wie Nebel vor der Sonne. Der Sturm ward beschwichtigt, der schwarmgeistige Terrorismus entwaffnet, das Evangelium vor einem Sturz in den Abgrund gerettet.

Eberlin bedauerte seinen vorübergehenden Anschluß an die Schwarmgeister. Er setzte sich zu Luthers Füßen und ward ein Freund Melanchthons. Diesen beiden „Erzlehrern" gegenüber fühlte er sich, obwohl kein Jüngling mehr, als lernbegieriger Schüler. Dabei wußte er sich doch auch seine Selbständigkeit im Urteil zu wahren.

Eberlin empfand in Wittenberg das Bedürfnis, das Gold evangelischer Wahrheit, das ihm je länger, je reiner erglänzte, für die ihm bekannten Bedürfnisse und Verhältnisse auszuprägen. Das zeigt sich in einer Reihe von Sendschreiben, die von der Elbe nach der Donau, nach Ulm und Augsburg sandte. In jenen Städten begann der neue Geist sich mächtig zu regen. Da schrieben sie an Eberlin und baten um Belehrung.

Während Eberlin in Behandlung von Glaubensfragen eine von edler Herzlichkeit durchwärmte Ruhe bewahrt, geht er gegen das Ordenswesen zum offenen Sturm über. In greller Beleuchtung zeigt er, namentlich in der „andern getreuen Vermahnung“ an die Ulmer, den unsäglichen Schaden, welchen „die Weltverführer“, die Mönche, anrichten. Der Schmerz über persönlich erlittene Kränkungen verleiht dem sachlich richtigen Urteil im Ausdruck eine außerordentliche Schärfe. „Wo ein Kloster in einer Stadt ist, da ist gewißlich in etlichen Menschen ein wahrer Abgötterdienst. Und welche Stadt ein Kloster hat, die hat einen Haufen von Teufels Kriegsknechten. Das ist wahrlich wahr. Man werfe die Verräter aus der Stadt, so ist man vor dem Feinde desto sicherer.“ Mit gleich rücksichtsloser Härte wendet sich Eberlin aber auch sofort gegen die, welche die evangelische Freiheit mißbrauchen. „Wenn die ausgelaufenen Klosterleut sich nit ehrbarlich halten, so hat man soviel Holz, um Galgen, Rad und Ruten daraus zu machen, sie zu strafen; und soviel Wasser, sie zu ertränken.“ Wir werden bald wahrnehmen, wie Eberlin dadurch, daß er seinem Unwillen freien Lauf ließ, die Ulmer Gegner nur zu neuen Praktiken und Wühlereien gegen seine Person und Pläne bestärkte.

Einen Einblick in Eberlins immer mehr reifendes Innenleben gewähren uns einige Aussprüche aus seiner Wittenberger Zeit, die wir dem Wortlaut nach mitteilen. Er sagt: „Ein Christ ist unter den Ungläubigen wie ein Ros zwischen Dornen, als ein

Mann mitten unter seinen Feinden. Von allen auf alle Art angerannt, bleibt er doch allzeit sieghaft." Ebenso wahr und schön ist, was Eberlin von der persönlichen Aneignung des Glaubens und von protestantischer Selbstverantwortung schreibt: „Der Christenglaube ist nicht ein so äußerlich Ding, etwa wie eine fremde Stadtordnung", nein, er ist ein innerliches Eigentum, charakterfeste Überzeugung: „Christlicher Glaube ist einem jeglichen Christen so eigen und nahe gelegen, daß ob auch sonst niemand glaubt — dennoch wollte er nit abweichen. Er achtet nit ob Fried oder Unfried daraus erwächst; er spricht: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." „Liebe Freunde" — fügt Eberlin in großer Bescheidenheit hinzu —, „wir sind noch fern vom wahren Glauben. Der Glaube ist ein gar lichtes, wirksam, kräftig Ding: läßt das Herz nit finster, faul, kraftlos!"

Bilden diese Urteile Eberlins nicht eine einfache und doch glänzende Verteidigung reformatorischer Wahrheit und Innerlichkeit gegenüber Jesuitismus und Unglaube, welche schadenfroh die evangelische Lehre verhöhnen, weil bei ihrem epochebildenden Durchbruch die menschliche Seite nicht frei von menschlichen Irrtümern geblieben, weil nicht alle Blüten zu Früchten gereift sind?!

Es erübrigt nunmehr Eberlins Stellung in Wittenberg, seine Abhängigkeit und Selbständigkeit gegenüber den Reformatoren eingehender zu beleuchten. Wir sind in gutem Rechte, wenn wir Eberlins Wittenberger Aufenthalt eine Zeit des Lernens und Leh-

rens nennen. „Ich lerne täglich, was mir nutz und not ist zum Seelenheil.“ — Es ist uns bereits vor Augesicht getreten, wie schnell und tiefgehend Luthers Taten und Ideen auf den empfänglichen Eberlin wirkten. Anders konnte es auch nicht sein. Luther war eben — wie selbst der begeisterte Apologet des katholischen Mittelalters Friedrich von Schlegel zugesteht — „der alles entscheidende Mann des Zeitalters. Er war eigentlich der, auf den es ankam, auf dessen Seele es gelegt war, was aus dem Jahrhundert werden sollte.“ Das Gefühl von Luthers bahnbrechender, die Zeitgenossen um Hauptеslänge überragender Bedeutung, erfüllte Eberlin durch und durch. Luther hat das Licht angezündet. Er ist nicht vom Papst (wie Bonifatius), sondern von Gott gesandt, „zu säubern die Biblia von der Lehrer Auslegung und Zwang, die Gewissen zu erlösen von den Banden der Menschengeboten oder Papstgesetzen“. D. M. Luther hat „das Größte und Schwerste abgehauen, das am Wege lag und hat das heilige Grab der göttlichen Schrift geöffnet, so daß fast an allen Orten der Greuel des Papsttums erkannt wird und jedermann ein Gefallen an der Bibel hat“. — Nächst Luther war Melanchthon für Eberlins Praxis von wohltätigem Einfluß. „Ich danke meinem Gott, daß er mich geführt hat zu dem frommen Herrn Melanchthon, der mich treulich gelehrt hat Bescheidenheit.“ Eberlin, der geborene Sanguiniker, erzeigt sich für das persönliche Beispiel maßvoller Ruhe um so dankbarer, als er sich seiner rasch zufahrenden Natur,

„geneigt auf jähe scharfe Handlung", wohl bewußt ist.

Die „Erzlehrer" zu hören, unter ihrem befruchtenden Geistesstrahl sich zu entfalten, ihr Bekenntnis auch an ihrem Leben zu prüfen, das galt Eberlin als eine Aufgabe, die er der Begründung und Festigung seiner Überzeugung schuldig zu sein glaubte. Seine Erfahrungen gestalten sich zu zeitgeschichtlich anziehenden Urteilen. „Ich finde, daß die Erzlehrer fromme, ehrbare Leute sind, denen mißfällt unordentliche Weise und böse Sitten etlicher, die unter dem Namen des Evangeliums Ehre, Nutzen und fleischliche Freiheit suchen." „Ich wollte, daß etliche unter euch des Luthers Wandel so viel angeschaut hätten als ich: ihr würdet bald den Übelrednern ihr Maul stopfen." Eberlin wird nicht müde, seine Wahrnehmungen von Luthers schonend vorgehender Art nach rechts wie nach links hin vorzuhalten. Der Reformator ist kein Revolutionär. „Erst innerhalb einem Jahre hat er so gemächlich eins nach dem andern angefangen abzustellen. Welche D. Martin Luthers Bücher und Lehren fleißig lesen oder hören, die werden auch nichts anders finden." „Verstehen aber die Gegner diese Lehre auf ihre Weise, so hat sie wahrlich ihre eigene Bosheit verblendet." Das letzte Urteil möchte man der ultramontanen Geschichtsschreibung ins Album schreiben.

Aus all den beigebrachten Aussprüchen, die sich noch leicht vermehren ließen, begründet sich das bereits vorausgenommene Urteil, daß Eberlin als Schüler zu

Luther, dem Meister emporschaute. „Als ich nach Wittenberg kam, glaubte ich, ich wüßte etwas. Als ich mich mit den Wittenbergischen besprach, da konnte ich nichts." Aber das ist das Bedeutende an Eberlin, er ist ein vom Lehrer lernender, aber nicht auf ihn schwörender Schüler. Aus seiner gerechten Unterordnung leuchtet doch auch wieder männliche Selbständigkeit, protestantische Gewissenhaftigkeit hervor, die sich an keine menschliche Autorität bindet. „Liebe Brüder" — mahnt er die zu Augsburg — „stellt eure Sache weder auf den Papst noch auf Luther, sondern auf Christum." Im gleichen Sinne schreibt er den Ulmern, sich nicht an den „Doktor", sondern an die Lehre (doctrina) zu halten. Ja mit großer Unerschrockenheit und Entschiedenheit kehrt er die reformatorischen Grundsätze gegen Luther selbst. Luther ist ihm kein Heiliger, sondern trotz aller heldenhaften Größe doch nur ein Mensch. „Er ist ein Mensch, uns gleich; ein Sünder und sterblich. Will er selig werden, so muß er sich dem Evangelium unterwerfen. Darum soll sich niemand nach ihm nennen." Luther schreibt in „vornehmen Artikeln des Glaubens recht und schlecht", er hat „das Fundament gelegt". „Aber dies alles soll mich nicht hindern, wo er anders vom Christenglauben wollte lehren oder schreiben, denn er bisher getan hat, wollte ich ihm so gar nit anhangen, daß er auch sollte einen unablässigen Widersprecher haben an mir. Denn Gottes Wort gilt bei mir mehr als Petrus, Paulus, Luther, ja alle Menschen und Engel." —

Indem Eberlin überaus lebensvoll sowohl seine pietätvolle Abhängigkeit als auch persönliche Gewissensfreiheit gegenüber Luthers genialer Geistesmacht zum Ausdruck bringt, dürfte er zugleich den Gesichtspunkt aufgestellt haben, unter welchem die protestantische Lebensanschauung große Männer überhaupt zu beurteilen hat. Hervorragende Persönlichkeiten müssen in Beziehung zur Vorsehung, in deren Dienst sie wirken, beurteilt werden; andernfalls ist Menschenvergötterung in heidnischer oder katholischer Form unausbleiblich. Der glaubenslose Geniekultus unserer Tage erinnert an den antiken Heroenkultus. Die abergläubische Verehrung aber, welche an der Person hängen bleibt, wird zur mittelalterlichen Heiligenverehrung.

Lernend und lehrend, hörend und predigend, empfangend und gebend weilte Eberlin anderthalb Jahre ohne feste Anstellung und Besoldung in Wittenberg. Eberlin gehörte zu den Naturen, denen es Bedürfnis ist, empfangene Eindrücke rednerisch oder schriftstellerisch zu äußern. Was er geistig eingeatmet und bei sich verarbeitet hatte, ließ er in Reden und belehrenden Traktaten wieder ausströmen. Verbindet er doch mit dem Dank für die „große Gabe" der Belehrung das Gelöbnis — er hat's getreulich gehalten — „auch andern freundlich zu helfen und zu raten".

6. Unter Verfolgungen doch siegreich am Oberrhein (1523).

Eberlin, in seinem Urteil gereift und geklärt, fühlte den inneren Drang, die an klassischer Reformationsstätte erworbenen Kenntnisse nun auch praktisch, wenn möglich in einem geordneten Amt, zu verwerten. Wo konnte sich ihm am ehesten ein Wirkungskreis erschließen? Das Heimatsgefühl zog ihn nach dem Süden, und die mit Ulm unterhaltenen schriftlichen Beziehungen konnten ihn wohl daran denken lassen, in der Stadt, darin er durch der Mönche Bosheit so viel Ungerechtigkeit erfahren, nun als ein Gerechtfertigter einen neuen dauernden Wirkungskreis zu finden.

Allein nicht Ulm, sondern Basel war sein nächstes Ziel. Dortselbst hatte vor zwei Jahren Erasmus sein literarisches Hoflager aufgeschlagen. Viele reformatorische Geister hatten große Hoffnung auf diesen „Fürsten aller Gelehrten" gesetzt. Eberlin hatte in der ersten Begeisterung zwei seiner „Fünfzehn Bundesgenossen" mit des Erasmus Bildnis geschmückt. Allein „dieses Orakel Europas" täuschte die hohen Erwartungen. Wohl übergoß er mit Witz und Spott den römischen Aberglauben, geißelte den Betrug der Päpste, die Scheinheiligkeit und Unwissenheit der Mönche. Allein es fehlte ihm an sittlichem Ernst, an Glauben und an dem Mut, mit offenem Visier, frei und frank für die evangelische Wahrheit einzutreten.

Erasmus sah von seinem Studierzimmer, wie

sich der Himmel über Basel rötete. Der vorsichtige Gelehrte — weder stark im Glauben, noch kühn im Hoffen — deutete die Zeichen der Zeit als zerrinnendes Abendrot. Er fürchtete für seine Aufklärung Sturm und hereinbrechende Nacht. Aber das Volk dachte anders. Es grüßte im Geiste das strahlende Morgenrot eines neuen Tages. Oekolampadius aus Augsburg, ein Herold des Evangeliums, forderte des Erasmus Beschützer, „Rektor und Regenten der hohen Schule", zum Geisteskampf, zu einer öffentlichen Unterredung heraus. Zwischen den Männern des alten und neuen Glaubens brach die Fehde los.

Da durfte Eberlin nicht fehlen. — Für ihn war der zögernde, schwankende Erasmus ein abgetaner Mann. Mit aller Wucht kämpfte er für den neuen Glauben und geriet als schlagfertiger öffentlicher Redner in den heftigsten Gegensatz zu den Bischofsleuten, Sophisten und Ordenspredigern. Diese leidenschaftlichen Kämpfe erschütterten aber Eberlins Gesundheit. Nach kurzem Aufenthalt in der von Glaubensstreitigkeiten bewegten oberrheinischen Universitätsstadt zog Eberlin nach Rheinfelden, um dort ärztlichen Rat einzuholen und eine Kur durchzumachen. Aber mehr als die Stadt mit ihren heilkräftigen Kräutern ihm bieten konnte, sollte er ihr bringen. Er brachte die religiöse Heilkraft des Evangeliums. Wohl ist's für einen Mann mit naturfrohem Sinn eine Lust emporzublicken zu den waldgekrönten Jurabergen und dem Wellenspiel der Stromesherrlichkeit zu lauschen.

Aber höher und herrlicher war, was Eberlin in Rheinfelden auszurichten beschieden war. Der Stadtdekan bat ihn, öffentlich zu predigen. Das tat er vier Wochen lang; dabei erklärte er täglich in kleinerem Kreise die Briefe des Apostels Paulus. Das Volk fand schnell einen solchen Gefallen an Eberlins herzlicher Predigt, daß sie ihn auf Stadtkosten „in den Kräutern baden" ließen. Besonders waren es auch angesehene Frauen, vor allem die Äbtissin, welche sich des kühnen Wanderpredigers in fürsorgender Liebe annahm. In einem „schönen Spiegel" ließ Eberlin die Rheinfelder das christliche Lebensideal schauen. Der erregten Menge rief er zu: „Und ob Gott einen Türken über euch setzt, so sollt ihr dennoch nicht übel reden wider die Obrigkeit!" Und mit dem Untertanengehorsam verkündete er so herzensdringend das schlichte Gottvertrauen: „Alle Liebe und alles Leid, so dir zu Händen kommt, das nimm an als väterliches Geschenk von deinem lieben Gott, so hast du allweg Frieden und Freude!"

Mit Eberlins Predigt kam ein neuer Frühling ins obere Rheintal. Ein Altarfeuer frommer Begeisterung ward angezündet und warf seinen Schein weit hinaus in die Burgen und Täler des tannenbewehrten Schwarzwaldes.

Aber gerade der begeisterte Widerhall, den die volkstümliche Predigt bei dem gemeinen Mann und edlen Frauen, bei Bürgern und Rittern fand, weckte den Neid und Haß der Gegner. Die Sympathie, welche edle Frauen dem begeisterten Prediger zollten,

wurde der Anlaß zu bösen Deutungen. Eberlin in seiner temperamentvollen Art hatte auch zuweilen inter pocula ein harmloses Witzwort über kirchliche Würdenträger und andere offiziöse Persönlichkeiten laut werden lassen; das hatten trockene Schleicher aufgefangen und zu Denunziationen benutzt. Man mußte Intrigen ersinnen, um so mehr, je weniger die Römischen offen gegen den beliebten Volksmann vorgehen konnten. Aber wenn man sucht, findet man. Man fand schließlich auch einen Grund zum öffentlichen Vorgehen. Das kaiserliche Regiment hatte die Bibel, „das falsche Ketzerbuch", verboten. Eberlin hatte daraus öffentlich gepredigt. Folglich mußte er ein Aufrührer sein. Der Landvogt von Lauffen begann denn auch systematisch mit Plackereien vorzugehen. Aber daß die Wühlereien von oben die Treue des Volkes und den Mut Eberlins nicht erschüttern konnten, das beweist so deutlich die Rheinfeldener Abschiedsszene, darin des tapferen Volksmannes Seelengröße so sieghaft hervorleuchtet. Es heißt in einer zeitgenössischen Schilderung: „Da Eberlin gerüstet war und scheiden wollte, ging er vor des Schultheißen Haus und berief etliche vom Rat und von der Pfaffheit und sagte: Herr Schultheiß, jetzt will ich scheiden. Ist jemand hie, der Klage hat über meine Lehre oder Leben, der klage über mich, dieweil ich hie bin, dem will ich Antwort geben. Der Schultheiß wußte nichts. Da sagte Eberlin: Wohlan, kommt denn Klage nach meinem Abschied, so will ich alle Kläger schelten Lügner und Unchristen. Er gab jedermann

die Hand und saß auf sein Pferd. Da lief ein groß Volk zu und weinten viel. Aber Eberlin gab uns allen die Hand und ermahnte Pfaffen zu heilsamer Lehre und uns zu Geduld und Beharrung im rechten Glauben und ritt davon."

Er ritt hinaus zu neuen Kämpfen. Aber allweg unverzagt: „Hindurch mit Freuden". Das war sein Spruch. Er ließ sich niemals verbittern. Er ward nicht boshaft im Kampfe mit den Boshaften. Elegische Stimmungen, wie sie Luther manchmal beim Anblick trübseliger Halbheit, bei Gedanken an die Zukunft beschlichen, lagen Eberlins Naturell fern.

Eberlin lenkte seine Schritte nach Rottenburg. Dort wirkte er in einem kleinen Kreis reformatorisch gesinnter Leute, die sich in dem Hause eines Bürgers zusammenfanden. Obgleich auch da Eberlins Worte und sein ganzes Verhalten nichts von Staatsgefährlichkeit an sich hatten, so fiel doch die kaiserliche Regierungsgewalt, im Dienste römischer Unduldsamkeit, über ihn her. Halb wanderte er, halb floh er auf reichsstädtisches Gebiet — nach Ulm, seinem eigentlichen Reiseziel.

Eberlin mochte, wie schon erwähnt, den Wunsch im Herzen tragen, in der Stadt ein bleibendes evangelisches Predigtamt zu erlangen, wo er die Geburtsstunde der Reformation selbst eingeläutet hatte.

Kaum aber war der evangelische Wanderprediger in Ulm angelangt, als der Haß der alten Feinde in hellen Flammen emporschlug.

Wir vergegenwärtigen uns, daß Eberlin in einem

Sendschreiben an die Reichsstadt besonders scharf die Ulmer Bettelmönche angegriffen. Er hatte ihnen vorgehalten, wie sie „unter gleißender Heiligkeit" „antichristliche Narrheit und Büberei für große Weisheit und Frömmigkeit ausgäben". Dem Rat hatte er rund heraus geraten, die Ordensleute, die mit ihrer besonderen Lebensweise und Organisation doch nur ein Volk im Volk, eine Stadt in der Stadt bildeten, zu verjagen. Diese undiplomatische Offenheit sollte Eberlin büßen. Der Mönche Macht war noch nicht gebrochen. Sie trieben Papstpolitik im Kleinen. Sie nährten künstliche Parteiungen. Sie schleuderten die Fackel der Zwietracht in Rat und Gemeinde, in die Häuser und Familien. Ihr Anhang bildete — das ist Eberlins Wort — einen „Ring", „daß man auch einer gemeinen Stadt Nutzen nit mag vorbringen". Die Bettelmönche, mächtiger als die Stadtväter, drohten Eberlin gefangen zu nehmen. Dieser aber richtet an den „ehrsamen, fürsichtigen, weisen Herrn Bürgermeister und Rat der löblichen Reichsstadt" ein Schreiben, darin er versichert, daß ihm jede aufruhrstiftende Absicht fern liege. Er erbietet sich zu einer öffentlichen Disputation mit dem Versprechen, die Gründe seines Klosteraustritts darzutun. Der Rat, durch die drohende Haltung der Ordensleute eingeschüchtert, durch des mutigen Eberlins Angriffsfreudigkeit erschreckt, fürchtet Unruhe. Dagegen meint Eberlin, ein Aufruhr werde am ehesten dadurch vermieden, wenn man ihn ungehindert predigen lasse über „den Glauben an Christum, die Liebe zum

Nächsten und Gehorsam gegen die Obrigkeit". Die Antwort des Rates ist schwach. Man hatte beschlossen, eine Vergewaltigung Eberlins zwar nicht zu dulden, aber „ihm im besten zu sagen, sein Wesen hie zu verrücken". Wie einst am Peter- und Paulstage vor zwei Jahren, so war auch diesmal der Rat eigentlich auf Eberlins Seite. Aber der heilige Respekt vor der imponierenden Klostermacht verhinderte die „reichsstädtische Weisheit und Fürsichtigkeit", der besseren Erkenntnis zu folgen.

Man kann sich denken, daß des ehrsamen Rates Bescheid, trotz buchstäblicher Gewogenheit, gerade vielleicht deshalb um so mehr, Eberlin tief schmerzen mußte. Aber auch diese ehrsame Philisterhaftigkeit beugte und verbitterte ihn nicht. Er wünschte nicht Feuer und Schwefel auf die Stadt hernieder, durch deren Tore er zum zweitenmal, wenn auch „im besten", als Flüchtling hinauszog. Seine Liebe zu Volk und Evangelium erkaltete nicht, trotz der trüben Erfahrungen und Enttäuschungen. Konnte er selbst nicht in der ihm so teuren Reichsstadt das Evangelium verkündigen, so gönnte er diese Ehre doch gerne einem anderen. Er wirkte dafür, daß der evangelische Prediger Konrad Som nach Ulm berufen wurde. Dies geschah im Jahre 1524. Diesem gelang es nach harten Kämpfen, das Banner der Reformation in der Reichsstadt zu entrollen. Eberlins Saat grünte. Sein Geist siegte!

Von Ulm zog Eberlin über Nürnberg und Koburg „wiederum gen Wittenberg".

7. Im Kampf gegen die Aufständischen zu Erfurt (1524—1525).

Eberlins Hoffnungen, in seiner alten Heimat ein festes Amt zu finden, waren an dem Haß und Neid der Ordenspartei völlig gescheitert. Wenn er nun im Spätherbst 1523 wiederum nach Wittenberg zog, so leitete ihn wohl der Gedanke, daß ihm noch am ehesten Luthers weit reichender Einfluß in einer anderen Gegend einen passenden Wirkungskreis erschließen könnte. Darin sollte er sich nicht täuschen. Denn läßt es sich auch nicht urkundlich beweisen, so ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß Luther im Frühjahr 1524 unsern Eberlin nach Erfurt sandte. Erfurt war gleichsam Luthers geistiger Geburtsort. Die dortigen Zustände behielt der Reformator stets im Auge. Es lag ihm daran, zu verhüten, daß die Entwicklung der Dinge in der thüringischen Humanistenstadt nicht im Abgrunde des Radikalismus endete. Die Gefahr lag sehr nahe.

Wohl neigten sich die humanistischen Siegesfahnen vor dem Wittenberger „Heros der Morgenröte". Mit rauschender Begeisterung feierte die damalige Erfurter Hochschule das kühne Vorgehen ihres größten Schülers. Allein die Erfurter hörten aus Luthers Worten nur die negative Losung heraus: Kampf gegen Rom! Das war ja allerdings eine Seite in Luthers Wirken. Aber was die Größe und treibende Kraft des Reformators bildete, die religiöse Macht und Tiefe, daran eben fehlte es den Humanisten, trotz

ihrer Bewunderung für Luther, trotz der vorüber gehenden Anbequemung an biblische Ausdrücke. Zeit geschichtlich eine großartige Erscheinung, war das Erfurter Gelehrtentum ohne überwindende, erneuernde Kraft. Zu den Vätern der freigeistigen Aufklärung gesellten sich die Wander- und Reiseprediger, welche die Sturmglocken durch die Lande läuteten. Unter diesen fahrenden Prädikanten gab es zwei Richtungen: eine reformatorisch-konservative und eine humanistisch-revolutionäre. Von glühender Begeisterung für den neuen Glauben, von herzlichem Erbarmen über das soziale Volkselend ergriffen, stürzten sich manche mit tragischem Heldenmut in den Kampf. Viele waren auch nicht frei von abenteuerlichen Neigungen. Alles in allem waren sie eine eigenartige Erscheinung im Reformationszeitalter — ein wundersam Volk! Nirgends zu Hause schweiften sie durch Stadt und Land, von den Tiroler Alpen bis zum Meeresstrand. Von oben verfolgt, wurden sie von unten beschützt. Und was das Schlimmste war: unter dem Druck der Verfolgung wuchs der Fanatismus. Als Feldprediger folgten sie später den aufständischen Bauernhaufen. Das kurmainzische Erfurt war ein Tummelplatz dieser Prädikanten. Ganz Thüringen war um jene Zeit (1524) in Gärung. Da sollte Eberlin in Erfurt tun, was Luther in ähnlicher Lage zwei Jahre vorher zu Wittenberg getan: nämlich der evangelischen Wahrheit und Innerlichkeit zum Siege verhelfen im Kampf gegen religiöse und sozialistische Schwarmgeisterei.

Am Sonntag Rogate 1521 verkündigte Eberlin in seiner Antrittspredigt den Erfurtern seine Grundsätze: die herrschenden Notstände auf kirchlichem und wirtschaftlichem Gebiet müssen mit geistigen Waffen und mit heilsamen Einrichtungen bekämpft werden. Das bloße Drauflosschlagen, das Protestieren ohne Taten, hilft nichts. — Unerschrocken, mit zwei Fronten: gegen oben und unten, gegen die Maßlosigkeiten von rechts und links, begann Eberlin seinen Kampf für evangelischen Glauben und soziale Reform. Er erinnerte alle Stände an ihre Pflichten. Er tat es mit dem Ernst eines Propheten. Den Herren sagte er: „sie sollten sich der Armen, Witwen und Waisen getreulich annehmen, sie freundlich hören, ernstlich vertreten, das Recht nicht biegen. Sie sollten der Kranken in gemeinen Siechhöfen und Spitälern achthaben, daß ihrer getreulich gewartet würde. Sie sollten sich fleißigen, daß durch sie dem gemeinen Nutzen kein Schaden entstünde, und daß sie vor Gott und vor frommen, weisen Leuten bestehen möchten. Ob dann ihr Regiment nit jedem Buben oder Narren gefiele, läge nit viel daran; denn welcher einer Gemeine dient, muß viel Arbeit und wenig Dank haben." Den großen Haufen mahnte er zur Besonnenheit, zu sittlich religiösem Ernst und zur Arbeit. Besonders wirkte Eberlin dafür, daß die alten kirchlichen Ordnungen unter ihren Trümmern nicht die christliche Liebestätigkeit begruben. Mit der oben erwähnten Empfehlung der Krankenpflege und Armenversorgung verpflanzte Eberlin das charitative Leben aus

dem unfruchtbar gewordenen Boden der alten kirchlichen Werktätigkeit in den Pflichtenkreis des städtischen Gemeinwesens.

Eberlins Kampf, den er in Erfurt für die Erstarkung des deutsch-nationalen Wirtschafts- und Geisteslebens führte, werden wir später in anderem Zusammenhang darstellen.

In Erfurt vollbrachte Eberlin auch eine persönliche soziale Tat: er heiratete. Seine Frau stammte aus der Familie von Aurach; sie war ein „blut edel, und gut-armes, ein sittig, züchtig, hübsch Weib". Sie war arm, und Eberlin: „nit sonderlich bestellt".

Auch darin gleicht Eberlin dem großen Reformator, daß auch er nicht sofort nach seinem Klosterausgang Kutte und Platte abgetan hat und zur Ehe geschritten ist. So hatte Eberlin allen Gegnern den Schein des Rechtes entzogen, seinen Kampf gegen Mönchsgelübde und Zölibat aus sinnlich selbstsüchtigen Beweggründen herzuleiten. Karlstadt und andere Eiferer wider priesterliche Ehelosigkeit hatten es bekanntlich mit dem Heiraten etwas eiliger.

Gekrönt wurde Eberlins einjährige Wirksamkeit in Erfurt durch ein Ereignis, welches für die Beurteilung seiner Persönlichkeit entscheidend ist. Es war im Frühling 1525. Vom Bodensee bis zur Saale war alles Land und Volk in drohender Gärung. Die Wogen der Empörung türmten sich um Erfurt. Da, eines Tages, erscheinen 4000 bewaffnete Aufständische vor der Stadt. Der große Haufen in Erfurt macht mit ihnen gemeinsame Sache. Der Rat ist in der

größten Bestürzung. Man ruft Eberlin, „den schwäbischen Prädikanten", um Vermittlung an. Er möge „als ein Biedermann" der Stadt helfen. Eberlin versprach ohne Bedenken und Bedingung, „Leib und Leben daran zu setzen, daß Frieden werde". Eberlin erzählt sein Auftreten in dem kritischen Moment wahrheitsgemäß mit dramatischer Lebendigkeit:

„Ich sagte zum Volk: ich wäre da als ein Freund; sie sollten mich unter den Haufen lassen. Da kam ich mit den Herren (vom Rat) auf ein Mäuerlein. Ich schrie dem Volk zu: Hielten sie mich für einen Freund, so sollten sie in Frieden mich hören. Als das Volk gestillet war, kamen noch zween andere Prediger hinzu. Also sagte ich:

Lieben Freunde! Ihr wißt, wie ich euch ein ganzes Jahr das Evangelium gepredigt, euch zu Geduld, zu Gehorsam und Frieden ermahnt habe, und euer viel haben meine Lehre für gut gehalten und gelobet . . . Wollt ihr nit abstehen, ihr werdet euch selbst in Angst und in Not bringen vor Gott und der Welt. O lieben Freunde, bedenkt euch eines Besseren! Folget mir, habt ihr mich doch allweg getreu erfunden in euren Nöten; ich will euch auch fürohin allweg treu sein. Ach Gott, wie eine große Schande legt ihr dem Evangelium auf. Nit sollt ihr gedenken, daß ich euren Herren heucheln wolle, damit, daß ich sie neben mich stelle. Nein, nein, ich habe ihnen bisher nit geheuchelt. Ich will's fürohin auch nit tun . . . Seid ihr meine Freunde und gefällt euch meine Lehre, so gebt mir das zum Zeichen: nämlich, legt das Fähn-

lein nieder. Bald legten sie es nieder. Da faßte ich ein Herz und sagte: So kniet alle nieder und betet um Gnade, so will ich euch mehr sagen. Das taten sie. Da ich ausgeredet, sagte ich: Lieben Freunde, bei meiner Lehre will ich sterben (mit Gottes Hülfe) am Kreuz des Gehorsams und der Geduld gegen die Obrigkeit. Welcher es mit mir will halten, der hebe einen Finger auf. Alles versammelt Volk hob den Finger auf: Wir auch, wir auch! Wer war fröhlicher als ich und meine Ratmeister. Danach sprach ich: Lieben Freunde, ich merke, daß euer Rottieren mehr ein teuflischer, jäher Betrug gewesen ist, denn ein gehässiger Mutwill, dieweil ihr sobald euch durch Gottes Wort lasset abreden. Und ist einer hie, der euch besser weiß zu berichten, der tu's. Da hob D. Johann Lang, Prediger, seine Hand auf (denn er kam auch, dieweil ich redete) und sprach: Lieben Freunde, so wahr Gott im Himmel lebt, so hat unser Herr und Bruder Johann Eberlin recht gelehrt. Folgt ihm! Also ward Friede in der Stadt. Bald ging ich mit den Herren und Predigern auf das Feld zu den Bauern und sagte ihnen meine Meinung wie oben. Also, daß jeder Mann auch niederkniete."

Großartig war die Wirkung von Eberlins Reden an das Volk. Das klug besonnene und religiös beherzte Auftreten hatte ein allgemeines Blutvergießen verhütet. Wenn auch Eberlin nicht hindern konnte, daß die Aufständischen, durch Rädelsführer aufgestachelt, erzbischöfliche Gebäude demolierten, so „geschah doch keinem Bürger ein Leid". Eberlin be-

schränkte sich nicht auf die bloße Abmahnung vor Greueltaten, er verwandte sich auch mit rückhaltlosem Mute (indem er seine volkstümliche Beliebtheit aufs Spiel setzte) zugunsten der Klosterleute, denen die Empörer mit gewaltsamer Vertreibung drohten.

Der ganze Vorfall zeigt uns die die Gemüter beherrschende Macht, die packende Persönlichkeit des sozialen Volksfreundes.

Wie klein erscheinen ihm gegenüber Männer vom Schlage eines Erasmus und vieler anderen Humanisten, welche in begeistertem Schwung und glänzenden Worten antirömischen Anschauungen huldigten, aber kläglich zurückgingen, wenn es sich um konsequente Tat und Bekenntnis handelte.

Der Rat zu Erfurt hatte bisher Eberlins Wirken in der Stadt keineswegs begünstigt. Die Stadtväter zögerten, dem „groben Schwaben", der auch den „großen Hansen" furchtlos und treu die Wahrheit sagte, ihr rückhaltloses Vertrauen zu bekunden. Als nun der Rat Eberlins erfolgreiches Eingreifen in der Stunde der Bedrängnis mit einer reichen Pfründe vergüten wollte, lehnte der uneigennützige Volksmann ab. Bald verließ Eberlin die Stadt. Er war unersetzlich. Nach seinem Scheiden brach der wilde Strom des Aufstandes herein.

Eberlins Erfolge gewinnen noch an Größe, wenn man bedenkt, daß er fortwährend mit Vorurteilen und Verleumdungen im eigenen Lager zu kämpfen hatte. „Etliche evangelische Prediger hinderten ihn, wo sie konnten." Aber ebensowenig wie in Ulm,

Rheinfelden, Rottenburg raubten ihm in Erfurt persönliche Angriffe und Verdächtigungen die Freudigkeit.

8. Als Reformator in Wertheim.

Endlich findet der Vogel ein Nest, der reisige Ritter eine Burg, der fahrende Prediger ein dauerndes Amt. Auf Anraten Luthers berief der regierende Graf von Wertheim im Sommer 1525 Johann Eberlin an die Spitze des gräflichen Kirchengebietes.

Georg II. von Wertheim war eine der edelsten Gestalten unter den fränkischen Großen. Ihm war der Anschluß an die Reformation nicht eine Sache politischer Erwägung. Da die Grafschaft am Mittelmain von den Bistümern Mainz und Würzburg umgeben war, so wird es gewiß an Anlaß zu äußeren Reibereien mit der weltlichen Bischofsmacht nicht gefehlt haben. Aber was Georg II., den „Hauptmann in Franken", an die Seite Luthers führte, das war ein innerer Zug. Dem Grafen war die Religion nicht, wie leider so manchen großen und kleinen Landesherren, Politik oder Sport, sondern Herzenssache. Und so erbat sich dieser edle Graf vom Wittenberger Reformator einen Mann, der geeignet wäre, der Grafschaft, welche unter den Wirren des Bauernkriegs schwer gelitten hatte, zu kirchlich und sozial gesunden Zuständen zu verhelfen.

Die geeignete Persönlichkeit ward in Eberlin gefunden. Und so zog denn an einem Sonntag der

trotz vorgerückten Alters unermüdliche Volksprediger durch die Tore der malerisch von Berg und Wald und Burg gekrönten Grafenstadt.

Nun hatte Eberlin eine eigene Kanzel, von der aus er seine ihm eigentümliche Predigtgabe im geordneten Amte entfalten konnte. Eberlin verstand es, zum einfachen Volk zu reden. Wenn er redete, so sah die lauschende Gemeinde nicht nur Bilder und packende Gleichnisse, sie hörte auch Gedanken! Obgleich des Grafen „Hofprediger" und „Superintendent" der, neunzehn Pfarreien umfassenden, Grafschaft, blieb Eberlin doch allezeit ein sozial interessierter Volksprediger, ein Geistlicher in der Nachfolge des, der den Armen das Evangelium gepredigt. Er fühlte es dem Volke gegenüber, das noch unter den blutigen Nachwehen des Bauernkrieges seufzte, als des Predigers schönste Aufgabe: „Christum vorzumalen, wie er tröstet die Armen, heilt die Zermalmten, befreit die Gefangenen, erleuchtet die Blinden". Eberlins seelsorgerliche Meinung war: „Wenn der Bekümmerte sonst keinen Rat noch Hülfe fände, so soll er doch beim Pastor seiner Gemeinde einen freundlichen Gruß, ein herzliches Mitleid und einen verschwiegenen Mund finden". Und wie er den Betrübten und Geängsteten eine Zuflucht war, so zeigte er sich den Pastoren und Lehrern der Grafschaft gegenüber als ein unparteiischer und freundlicher, aber auch durchgreifender Oberhirte. Aus den nachgelassenen Amtsbriefen Eberlins gewinnt man den Eindruck, daß ihm auch die Gabe der Leitung

und ein sicheres Gefühl seiner Amtsvollmacht inne wohnte. Diese Eigenschaften waren ja auch in seiner neuen und letzten Stellung nötig. War ihm doch die Aufgabe zugefallen, in dem von einzelnen Prädikanten gar verschiedentlich beeinflußten Gebiet die Reformation klar und sicher durchzuführen. Und darin zeigte sich der Reformator, daß er seine Stärke in der positiven Tätigkeit des Aufbauens bewies. Nicht das negative Kritisieren, sondern das Bessern und Neuschaffen macht den Reformator. Und als solchen grüßen wir Eberlin zu Wertheim.

Als geistlicher Oberhirte gab er den ihm unterstellten Pastoren sehr wertvolle Richtlinien und Ratschläge: Die Geistlichen sollten sich, bei allem Gehorsam nach oben und bei aller Liebe nach unten, doch innerlich frei und moralisch unabhängig verhalten und sich als Diener Gottes fühlen und nicht als Diener menschlicher Huld. „Ihr sollt", mahnt Eberlin, „eure Hoffnung auf keinen Menschen setzen! Vertrauet allein Gott, der wird euch durch und durch mit Frieden und Ehren helfen!" —

Wie Eberlin in seiner evangelischen Glaubenssouveränität das freie Wort nicht nur nach unten, sondern auch nach oben gegen „große Hansen" und „ehrbare Stadträte" gerichtet hat, wissen wir aus früheren Ereignissen. Gewiß hat Eberlin auch in Wertheim seinen Einfluß als gräflicher Ratgeber dazu benutzt, die für alles Reformatorische, Sittlich-Soziale empfängliche Gesinnung seines Landesherrn zu Taten zu bestimmen. Bei der Leichenfeier im

Jahre 1530 wurde dem verstorbenen Grafen nachgerühmt: „Befreiung vom großen Landschaden des Judenwuchers, Sanftmut gegen die Aufrührer, Einfachheit der Sitten, Geduld in Widerwärtigkeiten, Kampf gegen Prostitution und Trunksucht“.

Sollte an diesen Verdiensten nicht der Volksfreund moralischen Mitanteil haben, er, dessen Gelöbnis es war, „zu helfen und zu bitten für die Obrigkeit und des Landes Wohlfahrt“?

Die gesicherte, ruhigere Existenz zu Wertheim gestattete Eberlin, in den Mußestunden sich eingehend den klassischen Studien zu widmen. Fast alle Eberlinschen Schriften enthalten eingestreute Klassikerzitate. Ganz besonders ist dies der Fall in einer pädagogischen Abhandlung, welche Eberlin zu Wertheim verfaßte. Da finden sich eine Menge Anspielungen auf römische und griechische Dichter, Redner, Philosophen und Staatsmänner. Obgleich Eberlin gelegentlich mit einer gewissen Geringschätzung auf das Gelehrte und Akademische herabblickte, so war er doch, trotz seiner Vorliebe für das Praktische, keineswegs ein „roher Empiriker“. Im Gegenteil. Es war seine Ansicht, daß sich mit dem biblischen Kern die klassische Form verbinden müsse. Er riet den evangelischen Predigern, „die Regeln der Rhetorika nicht zu verachten, sintemal der heilige Geist es keinem mit dem Trichter einschütte“.

Besonders erfreulich berührt es, daß bei der Freude am Antik-Klassischen die Beschäftigung mit dem deutschen Altertum nicht erkaltete. Eberlin

verdeutschte und erläuterte die Germania des Tacitus. Er will mit dem Büchlein das Interesse an der vaterländischen Geschichte wecken und einem „großen, von hochgeachteten Männern beklagten Schaden deutscher Nation abhelfen, daß so viel köstliche Taten, Reden und Lehren, so ohne Zweifel durch die Deutschen geschehen, in Vergessenheit geraten sind".

Als Freund des Volkes hatte Eberlin auch ein Herz und Verständnis für die Jugenderziehung. Er schärfte es den Geistlichen und Lehrern ein, „daß die größte Besserung der Christenheit in fleißiger Wartung und Unterweisung der Jugend liege".

Die Sorge der reformatorischen Volksmänner für Unterricht und Jugenderziehung war von der größten kulturellen Bedeutung. Freilich, fertige Pläne für die Volksschule haben weder Luther noch Eberlin aufgestellt. Aber durch die Beteiligung der Gemeinde am deutschen Gottesdienst, durch die verdeutschte Bibel, durch Volksschriften und Katechismus empfing die allgemeine Volksbildung energische Anstöße. An Stelle der aufgehobenen Mönchsschulen verlangten die Reformatoren, und auch Eberlin, die Errichtung von bürgerlichen, städtischen und landesherrlichen Schulen.

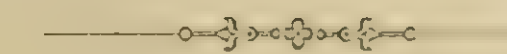
Seit dem Beginn seiner reformatorischen Tätigkeit schrieb Eberlin an Städte und Landschaften, wie ein Apostel an seine Gemeinde. So schickte er auch von Wertheim ein Sendschreiben an seine getreuen Landsleute in der burgauischen Mark an der Donau. Dieser politisch-soziale Traktat hat zeitgeschichtliche

Bedeutung. Eberlin rät den Protestanten dringend zur Einigkeit. Nur in der Einheit ruht die Macht. Sodann warnt er vor den Agitatoren, den „unruhigen Leuten", „des Teufels Postboten", welche nach der gewaltsamen Unterdrückung des Bauernaufstandes im Geheimen eine neue Erhebung vorbereiten. Begreiflicherweise machte der Schmerz über die Einbußen an Geld, Gut und Blut, das Gefühl, als Unschuldige mit den Schuldigen, ja vielleicht noch mehr als diese gelitten zu haben, die Herzen sehr geneigt, auf die Stimmen der Revolutionsprediger zu hören. Da weiß nun Eberlin angesichts neuer Gefahren und sozialistischer Versuchungen treu und offen seine Landsleute zu überzeugen, daß er durch seine Friedensermahnung mehr nütze als die, welche das Volk bei den gekränkten Gefühlen packen und aufreizen. Die Großen ermahnt Eberlin, ähnlich wie Luther, zur Gerechtigkeit und Milde gegen die besiegten Aufständischen; den Unterdrückten macht er unbedingten Gehorsam zur Pflicht, auch gegen die „bösen Herren, so Gott im Regiment läßt".

Wann Eberlin aus diesem Leben geschieden, läßt sich nicht genau feststellen. Jedenfalls hat er seinen hochherzigen Landesherrn, der im Jahre 1530 gestorben ist, nicht lange überlebt. Eine lateinische Aufzeichnung berichtet, daß Johann Eberlin von Günzburg „getreulich die Kirche in der Stadt des berühmten Grafen von Wertheim geleitet habe; und wir wissen" — so heißt es weiter —, „daß er große Kämpfe und Gefahren um des Evangeliums willen

erduldet". Dieses Urteil stimmt mit Eberlins Selbstbekenntnis überein, welches er in Worte gefaßt, die sein unerschrockenes Kämpfen und Arbeiten, sein Ringen und Dulden für Glaube und Freiheit, für Volk und Obrigkeit mit einem Lichtstrahl erhellen:

„Dieweil ich gepredigt habe, hat man mich auf der einen Seite einen Heuchler der Herren gescholten, auf der anderen einen Heuchler der Gemeinde; aber ich lasse mich durch solches Wolfsheulen nit gram machen. Denn mir gibt mein Herz Zeugnis, daß ich allweg der Herren und Untertan Glück und Heil gesucht habe."





II. Ein Urteil über kirchliche Notstände.

1. Der ehelose Klerus.

Eberlin übt an dem römisch-kirchlichen Unwesen eine scharfe, aber gerechte Kritik. Eine hauptsächliche Krankheitserscheinung im sittlichen Leben der damaligen Zeit war die erzwungene Ehelosigkeit der Priester und Ordensleute.

Wohl gab es, wie zu allen Jahrhunderten, so auch damals im Welt- und Ordensklerus schöne Beispiele von inniger Frömmigkeit und Sittenreinheit. Eberlin sagt selbst: „Es sind noch viel fromme Pfaffen". Aber die überwiegende Mehrzahl der zölibatären Geistlichkeit verlieh damals dem Stand das Gepräge der Sittenlosigkeit. Müßiggang oder eine seelenlose Vielgeschäftigkeit, Geiz und Genußsucht waren die herrschenden Grundübel. Eberlin reißt rückhaltlos die Decke vom Abgrund. Da tritt ein „trostloser Pfaff" auf. Seine Beichte, sein öffentliches Schuldbekenntnis gestaltet sich zu einem Miniatursittenbild. Die Schilderung von seinem jahrelangen buhlerischen

Wesen ist erschütternd. Er kommt zu dem Schluß: „Unser schändliches Leben ist so langwierig, daß man des Ärgernisses nit mehr achtet, als der Stallknecht des Mistes". Herzzerreißend tönt die Klage: „O weh, o weh, mein Leben, wie vieler Sünden Ursach bin ich! Wie viele Pfaffen sind ohne Strupel stark in Sünden geworden durch mein Ebenbild!" Verhängnisvoll ist der Zustand eines solchen Pfaffen: Ohne Weib kann er nicht leben, nach der Schrift ein Eheweib haben auch nicht. Amt und Pfründe aufgeben, ist nicht seine Sache; denn wovon leben? Betteln mag er nicht, arbeiten kann er nicht, etwas gelernt hat er nicht. Mit der Vergangenheit und der auf ihr ruhenden Lebensstellung innerlich zerfallen, ohne Mut und Vertrauen zu den Neuerungen, schwankt in solch gärender Übergangszeit manch einer hin und her. Dieser Zustand ist schrecklich: „Denn es ist kein größer Unglück als des eigenen Gewissens täglich Nagen und Unruhe, welches dem Menschen alle Freude leidig macht, allen Trost traurig, alle Süßigkeit bitter." Der Zölibat, die Wurzel vieler Übel, muß abgeschafft und durch eine **sittliche Eheordnung** ersetzt werden.

Da zeigt Eberlin, der wackere Volksmann, in dem Zusammenschlagen der verschiedenen Strömungen den Felsengrund, der nimmer wankt. Er selbst, gestärkt und gestählt, tröstet den „trostlosen Pfaffen" in der Gewissensnot: „Traue Gott wohl, so tut er dir wohl. Nimm ein Eheweib!" Bange Nahrungssorge überwindet Eberlin durch den Hinweis auf

Gottes Schutz. Dem, der verzagt zur Ehe schreitet, ruft er zu: „Habe keine Furcht, Gott wird euch wohl ernähren. Er ist ein reicher Herr, vermag mehr, denn wir begehren.“ Eberlin stellt die Frage der Priesterehe in das Licht sittlich-sozialer Grundsätze. „Die Ehe ist Schöpfungsordnung, Gottes Gebot.“ Davon ist auch „Pfaffheit, Möncheit und Nonnheit nicht ausgenommen“. Warum auch nicht? „Selig sind die reines Herzens sind.“ Und: „ein rein Gewissen besteht auch bei ehelichen Werken“. Das ist aber das Schrecklichste, daß viele Bischöfe lieber zwanzig Buhlerinnen zulassen, denn daß sie ließen einen Pfaffen ehelichen Stand nehmen. Der päpstlichen Weltpolitik war es bei Anordnung des Zölibats hauptsächlich darum zu tun, sich in den ehelosen Geistlichen eine von allen Banden des Familienlebens losgelöste, schlagfertige, den päpstlichen Interessen unbedingt unterworfene Streiterschar zu schaffen. Wie wenig es mit dem Zölibat auf eine gesteigerte Sittlichkeit abgesehen war, geht aus der von Eberlin mehrfach erwähnten geschichtlichen Tatsache hervor, daß die geistliche Obrigkeit zwar die öffentliche Priesterehe verdammte, dafür aber bei dem Konkubinat ein Auge zudrückte, ja in vielen Fällen durch eine kirchliche Besteuerung denselben gleichsam privilegierte. Eine solche Praxis mußte den Rest alles moralischen Gefühls ertöten. Solchen Notständen gegenüber ruft Eberlin aus: „Welcher zur Pfaffenehe hilft und rät in göttlicher Furcht, sei gebenedeit von Gott und von allen frommen Christen“. Diese etwas keckliche Ermunte-

rung zum Eheschließen findet ihre tatsächliche Einschränkung durch die hohen Aufgaben, welche Eberlin dem häuslichen und ehelichen Leben zuweist.

Das Eheleben hat auch seine soziale Bedeutung und verträgt sich nicht mit einem bequemen Genußleben. Die Pflichten des Hausvaters eröffnen ein Arbeitsgebiet, welches in seiner scheinbaren Niedrigkeit doch ein Gott wohlgefälliger Dienst sein kann und keineswegs die geistliche Berufstreue schädigt, vielmehr dieselbe stärkt und mehrt. „Euren Weibern und Kindern sollt ihr förderlich dienen, sie trösten, ihnen helfen und raten und dergleichen Werke der Liebe erzeigen in Gesundheit und Krankheit. Was ihr Weib und Kindern tut, das habt ihr Gott selbst getan. Danach sollt ihr tröstlich sein eurem Hausgesind, euren Nachbarn und anderen, die es bedürfen, ihnen willfahren nach Vermögen.“ Den verheirateten Pastoren ruft Eberlin zu: „Es soll kein Mensch in eurem Pfarrspiel sein, der nicht Dienst, Rat, Hülfe und Trost von euch empfänge“.

Aus solchen Worten leuchtet, einem hellen Stern vergleichbar, das reformatorisch-sittliche Lebensideal.

2. Das Kloster- und Ordenswesen.

Nicht minder grell als in der zölibatären Geistlichkeit traten zu Ausgang des Mittelalters die Auswüchse des römischen Kirchensystems im Kloster- und Ordenswesen hervor.

Wohl weiß Eberlin die guten Absichten der Ordensstifter zu würdigen. Es ging ein Segen von den Klöstern aus, als einst die Mönche in wildbewegter, rauher Zeit mit Feder und Spaten für Boden- und Geisteskultur kämpften. Aber jene Tage der klösterlichen Kraft und Blüte waren im späteren Mittelalter längst vorüber. Dem neuen Zeitalter galten die Klöster als das „Weltverderben“. Die erschütternden Strafreden eines Geiler von Kaisersberg, die geistigen Wiederbelebungsversuche eines Tritheim waren ohne erneuernde Wirkung. Die herrschende kirchliche Sittenverderbnis hatte die Klöster im innersten ergriffen. Es ist ein düsteres Bild, welches der dritte und neunte „Bundesgenosse“ von den widernatürlichen Klostersünden entrollt. Sittliches Grauen herrscht in den Klöstern: Die geistige Erbauung ist ohne allen Ernst; die Beichtväter sind parteiisch und sittlich unzuverlässig.

Von der Praxis in den Beichtstühlen weiß Eberlin nicht viel Gutes zu berichten. „Ich weiß wohl, wie man die armen, unhübschen Frommen verachtet und fahren läßt, die andern annimmt. Beichtstühle sind oft Buhlhäuser. Solche B e i c h t s t ü h l e machen o f t, d a ß w e n i g F r i e d e i s t z w i s c h e n E h e l e u t e n, Freunden und Städten.“ Darum mahnt Eberlin: „Ihr Männer, lasset eure Weiber und Kinder nit also zu den Mönchen laufen in die Beichtstühl alltag, wollt ihr ein verschwiegen Haus haben und eine friedliche Ehe“. Wir erinnern noch einmal daran, daß Eberlin nicht aus Freude an Skandalgeschichten oder

aus Rache die Schäden aufdeckt; auch läßt er seiner Phantasie nicht die Zügel schießen. Die öffentliche Meinung wußte sich noch ganz andere Dinge zu erzählen. Aber davon schweigt Eberlin. „Ich hab's nit gesehen, darum will ich nit davon reden." An anderer Stelle sagt er: „Ich weiß wohl, daß man persönliche Laster nit antasten, noch ausschreien soll und sonderlich soll und will ich's nit tun ohne Fug und große Not".

Geradezu vernichtend klingen Eberlins Urteile über die Frauenklöster: „Das ganze Leben im Frauenkloster ist ein nagender Gram". „Eine ist der anderen Teufel." „Klosterneid ist ohne alle Maß." Von den Mannesklöstern kann Eberlin, der einstige Franziskanermönch, nicht viel Besseres sagen. Die ganze Frömmigkeit ist ein äußerlich, verweltlichtes Ding: „die unwissenden, faulen, verdrossenen Klosterleute mästen sich von den Klostergütern. Und darin hoffen sie ihre Nahrung zu finden, daß sie im Chor die Tagzeiten wie die Elster rasseln." Über die Sittlichkeit hinter den Klostermauern geht das Sprichwort um: „Es schadet nicht, was man tut, wenn's nur die Weltleut nit sehen". — „Die Prälaten dispensieren nach Belieben und Gewinn." Ist ein guter unter den Klosterleut, so wird er verfolgt als Lutherist und Huttenist. Der Bessere muß mit dem Schlechten tun. „O weh der großen Not!" — ruft Eberlin wehklagend aus —, „Hergott komm zu Hülfe den armen Leuten. Sie sind betrogen worden durch den guten Schein des Klosterstandes, auch noch

ihrer selbst unerfahren, dazu gezwungen und müssen danach also gefangen sein viel Jahr, Wochen, Tag und Stunde, die gar ungleich sind.“ Als des Volkes Freund und Berater warnt Eberlin in herzbewegter Rede die Eltern, ihre Kinder länger den Versuchungen des Klosterlebens zu überlassen: „O Mutter, härter denn ein Stein, greulicher denn eine Wölfin oder Löwin, ja mehr denn Medea; o Vater, mehr denn ein Mörder, o Freund, mehr denn ein abgesagter Feind, o Mitbürger, mehr denn ein Landfremder, o Christen, mehr denn Antichrist — solche Feinde seid ihr, wo ihr euer Kind und Freund lasset länger in den Klöstern“. Es ist nun aber nicht Eberlins Meinung, wie es vielleicht nach den letzten Worten seines erregten Gemütes scheinen könnte, als ob nun alle Klosterinsassen plötzlich „auslaufen“ sollten. Im Gegenteil. Er warnt vor gewissenlosem Bruch der Gelübde, vor einem unvermittelten Übergang in neue ungewohnte Lebensverhältnisse, vor einem unbedachten Sprung ins Ungewisse. Wie er selbst einst seinen eigenen Klosteraustritt im Gewissen reiflich erwogen hat, so wird er nicht müde, in vielen Wendungen den Satz zu vertreten: „Will jemand den Pfaffen- oder Klosterstand verändern, der tue es christlich und fürsichtlich, daß nit der letzte Schaden ärger werde, denn der erste“. „So du aus dem Kloster bist“ — redet Eberlin den ausgetretenen Mönch an —, „so halte dich still, demütig und freundlich. Hüte dich, daß du übel redest von deinen Klosterleuten, dich damit schön zu machen. Die Zucht

in Wort und Weise, so du gewohnt bist im Kloster, unterlaß nicht außerhalb. Wie Justinus im Kleid der Philosophen, bleib du auch im Mönchskleid. Also trägt auch der Luther seine Kutte. Also trage auch ich ein Pfaffenkleid." Solche Mahnungen und Beispiele sind wohl geeignet, endlich einmal das „Ärgernis" und die „Lästerung" einer gewissen Geschichtsdarstellung zu beseitigen, welche alle ausgetretenen Ordensleut, Luther an der Spitze, als abenteuerliche, treubrüchige, mutwillige Geister brandmarkt. Freilich, solche Geister gab es, aber sie wurden von niemand schärfer bekämpft als von Luther und Eberlin und den wahren Freunden der reformatorischen Bewegung. -- Aus den angeführten Zeugnissen wird man das Urteil gewinnen, daß Eberlin auch die Klosterfrage bei aller agitatorischen Lebhaftigkeit doch mit Besonnenheit, klarer Überzeugung und praktischem Verstand behandelt hat. Ja, wie wenig Eberlin gewillt war, seine Aufforderung, das Kloster zu verlassen, als eine unbedingte anzusehen, geht auch aus folgenden Sätzen hervor: „Ihr sollt nit denken, daß ich euch wollt aus dem Kloster treiben wider eueren Willen". So beruhigt er die Klarissinnen: „Nein, nein! Welche Keuschheit halten mögen und wollen, denen wohl ist im Klosterleben, die bleiben darin ihr lebenlang; sofern, daß sie nit besser achten solchen Stand vor Gott, denn Schuster- oder Schneiderhandwerk und treiben Klosterübung als ein zeitlich leiblich Ding, wie ein Drescher seine Arbeit." Wenn die Frauenklöster als Erziehungsanstalten für das

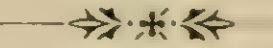
häusliche Leben dienen und den Insassen gestatten, nach Belieben zu gehen oder zu bleiben, so mögen sie bestehen.

3. Die Kirche der Reformation.

Gegenüber den Veräußerlichungen des mittelalterlichen Kirchen- und Ordenswesens betont Eberlin das Geistige und Innerliche. Das ist die unsterbliche Seele der christlichen Kirche. Es sind „falsche Propheten", welche die Bedeutung und Heiligkeit der Kirche von einem bestimmten Ort oder Stand abhängig machen. Eine Papstkirche oder eine Pastorenkirche hat Christus nicht gewollt. Nur „die Gläubigen an Christum gehören zu dem christlichen Haufen und Kirche". Mit einfachen Strichen entwirft Eberlin in Luthers Sprache ein herrliches Bild von der wahren christlichen Kirche. Ihre Glieder sind über den Erdenball zerstreut, gehören allen Zonen und Zungen, verschiedenen Bekenntnissen und Richtungen an; aber sie fühlen sich eins, umschlungen vom unsichtbaren, dennoch starken Band des Glaubens: „Wo ein Mensch ist, der glaubt, Christus wahrer Gottes- und Menschensohn habe ihm verdient bei Gott: Erlösung von Sünden und Tod, der gehört zu dem christlichen Haufen, er sei in der Heiden oder Türken oder Tataren Land, oder unter des Papstes Gewalt, er sei arm oder reich, Knecht oder frei, Mann oder Frau, Mönch oder Laie". Mit dieser echt reformatorischen Auffassung bekämpft Eberlin das Papsttum

und seine weltliche Macht und Unfehlbarkeit. Es „soll keine Kreatur genannt werden ein Vikarius oder Statthalter Christi; denn der Vikarius ist eines Abwesenden; Christus aber ist allen seinen Gläubigen gegenwärtig auf Erden".

Aber die Seele der Kirche muß auch einen Leib haben: eine Organisation, eine Verfassung. Sonst kann die Kirche auf Erden nicht ihre Aufgabe erfüllen. Von Eberlins kirchlichen Reform- und Verfassungsvorschlägen seien erwähnt: Abschaffung des Zölibats und aller klerikalen Vorrechte, Umänderung des Pfründenwesens, Beseitigung der Stolgebühren, gleichmäßige Besoldung der Geistlichen, Beschränkung der Feiertage und des Fastens. — Die Pfarrer sind von den Gemeinden zu wählen, sie können nur auf Grund eines anstößigen unsittlichen Lebenswandels ihres Amtes entsetzt werden. Den kirchenpolitischen Bestrebungen Eberlins schwebt als Ideal vor: eine synodal verfaßte, selbständige Nationalkirche.





III. Deutsch-nationale Bestrebungen.

1. Für Kaiser und Reich.

Seit alters war die Uneinigkeit das Erbübel der deutschen Nation. Die römischen Feldherren sahen einst mit Hohnlachen zu, wie sich die germanischen Stämme gegenseitig aufrieben. Und die römischen Päpste im Mittelalter hatten auch leichtes Spiel. Sie schürten den Feuerbrand des nationalen Bruderzwistes, und in diesen Zwietrachtsflammen verzehrte sich die Kraft der Nation. Die Uneinigkeit sicherte stets den feindlichen Mächten Erfolg und Einfluß in deutschen Landen. Diese Tatsache erfüllte im Reformationszeitalter aller Patrioten Herz mit bitterem Weh. Luther ruft in gewaltigen Worten die deutschen Ritter und Bürger auf, sich einmütig um den Kaiser zu scharen und das Tyrannenjoch des kirchlichen Römertums zu brechen. Huttens feurige Lieder und geharnischte Reden sind von gleichen Gedanken durchklungen:

„Den stolzen Adel ich beruff
Ihr frommen Städt euch werfet uff.
Erbarmt euch über's Vaterland,
Ihr wackern Deutschen regt die Hand!“

Johann Eberlin von Günzburg erscheint als dritter Rufer im Streit. Aufs tiefste entrüstet über die römische Fremdherrschaft, fordert er nationale Freiheit und Einheit. Die kaiserliche Politik muß befreit werden von den römischen Intrigen. „Deutschland, darin der Papst nichts zu sagen, kein Kardinal etwas zu suchen hat, darf nur den Deutschen gehören — Deutschland im Herzen der Christenheit gelegen, berühmt durch Schulen, Gelehrte, meisterliche Arbeit in allerlei Handwerk.“ Es ist die hohe Pflicht des Kaisers, in diesem Land, das „begierig der evangelischen Lehre“ ist, christliches Wesen zu pflanzen. Der Kaiser hat dem Volke gegenüber die Aufgabe, die knechtende Vormacht Roms im politischen, kirchlichen und sozialen Leben zu brechen. Sind doch die von Rom über alle Lebensgebiete verhängten „allgemeinen Trübsale so groß, daß auch Sonne, Mond und Sterne müssen ein Mitleid haben“. Wie kann wirtschaftliche Zufriedenheit in Deutschland gedeihen, solange Bettelmönche und Kurtisanen, „die geschworenen Knechte des römischen Papstes, die Seele vergiften, die Vernunft am Narrenseil führen, Silber und Gold verschlingen?“

Kirchliche und weltliche Befreiung von Rom, das ist in Eberlins Reden und Schriften der religiös-patriotische Grundton. Echt ghibellinisch gesinnt, begeistert für Kaiser und Reich, setzt er, selbst durch die Wormser papstfreundlichen Beschlüsse ungebeugt, dennoch „alle Hoffnung, Zuversicht und Zuflucht“ auf den nur „schlecht unterrichteten“ Kaiser, „das treue

christliche, adelige Herz". Kecklich fordert Eberlin den Kaiser auf, sich der pfäffischen Ratgeber zu entschlagen und an ihrer Stelle in dem deutschen Volk und dem Adel seine treueste Stütze zu suchen.

2. Gegen die Ausländerei im Handel und Recht.

In den letzten Zeiten des Mittelalters nahm in nord- und süddeutschen Städten der Handel mit dem Auslande einen ungeahnten Aufschwung. Die Schiffe deutscher Kaufleute beherrschten das Meer. Handelskarawanen großer Häuser brachten die Schätze des Orients. Schriftsteller jener Zeit können kaum Worte genug finden, um die Pracht und Herrlichkeit zu schildern. Aber dieser kulturelle Glanz und Wohlstand hatte auch seine Schattenseite. Diese hebt Eberlin hervor. Dabei lassen wir es dahingestellt, ob er national ökonomisch im Recht ist. Keinesfalls konnte Eberlin so klar, wie wir Neueren es können, die Entwicklung wirtschaftlich beurteilen. Seine Urteile interessieren uns wegen ihrer patriotischen Wärme und des echt deutschen Empfindens. Er warnt doch nicht mit Unrecht vor einer Überschätzung der Ausländerei und redet der einheimischen Arbeit das Wort. „Die Kaufleute verleckern uns so heimlich, daß wir mit Lust und Freuden verderben und also verderben, daß wir niemand denn uns selbst müssen schuld geben. Ist nit unsere Verderbnis aus unserer

Schuld? Siehe, in unserem deutschen Lande haben wir Leute genug zu allen nötigen Handwerkern wohlgelehrt. Wir haben alle nötigen Materien; dazu Wolle und Flachs zu Tuch. Wir haben Eisen-, Gold-, Silber-, Kupfergruben; Wein, Korn, allerlei Obst; Wurzeln, Vieh, Vogelvieh. Kurz aller nötiger lustiger Ding haben wir genug und dazu Leute, die uns das bereiten, nach aller Not und Lust; also daß kein Land in der Christenheit uns gleich ist in diesen Stücken." „Daran haben wir nit genug, wir lassen aus dem End der Welt zu uns führen zu viel köstliche ungenähte Tücher, Edelgesteine, Spezerei und Wein. Und wenn wir nit mehr haben auszugeben, so sind wir gewohnt des Köstlichen; so fangen die Männer alles übel an: stehlen, morden, rauben, laufen in Krieg, versetzen eigene Weiber, geben falsch Zeugnis, verhelfen den reichen Schmeichlern und den Herren zu allerlei Büberei." Auch für die Frauen ist die Gewöhnung an den ausländischen Luxus gar oft die Veranlassung zu verführerischem Lebenswandel. Auch die höhere Pfaffheit gewöhnt sich an „gute Bißlein essen, Malvasier trinken". „Es will niemand ehrliche Arbeit mehr tun, sondern durch die Kramerei mühelos und schnell reich werden." „Sobald die Krämer und Kaufleut also überhand genommen, ist der Adel verdorben. Die Bürger in Städten haben nichts; das Landvolk geht betteln. Wer einmal anfängt, sich köstlich zu gebärden, läßt ungern wieder ab, bis kein Pfennig mehr da ist." Auch für die Ausbreitung und den Charakter der neuen Lehre ist der

überwuchernde Handel mit seinen sozialen Schäden sehr bedrohlich. Denn viele, die zugrunde gerichtet sind, treten äußerlich der neuen Lehre bei und gedenken sich durch Zuziehung von Kloster- und Mönchsgut zu restituieren. Andererseits „wollen auch viele päpstlich sein, so man die Lutherischen in Bann und Acht tut, ob sie eine Beute möchten gewinnen". Der besonders durch das Handelswesen hochgekommene öffentliche Luxus hat zur Folge, daß jedermann, unzufrieden mit seinem Stand, hoch hinaus will: Der Bauer über den Edelmann, der Edelmann über den Grafen, der Graf über den Fürsten. „Ja, kein vernünftiger Mensch begibt sich gern in ehelichen Stand; er fürchtet das köstliche Prangen bei der Hochzeit. Danach den Kleiderluxus, welchen Weib und Kind erfordern werden." Als Heilmittel empfiehlt Eberlin die Rückkehr zur Einfachheit, und als Gegengewicht gegen den alles beherrschenden Handel die Förderung von Handwerk und Landwirtschaft. —

Für nicht minder verhängnisvoll, als ausländische Waren und fremde Moden hält Eberlin die Einführung des römischen Rechtes. In dieser Neuerung erblickt er den Todesstoß in das Herz der germanischen Rechtsanschauung. Vor allem empörte ihn, daß man die römischen Sklavengesetze auf die deutschen Leibeigenen anwandte. Die formalen und grundsätzlichen Vorzüge des begrifflich schärfer ausgebildeten römischen Rechtssystems konnte Eberlin angesichts der schleppenden Prozeßführung und des juristischen

Buchstabenglaubens nicht würdigen. In dem hinschleppenden Verfahren der römischen Juristen sah er nur eine andere Gestalt der bestechlichen Rechtspflege der römischen Kirche. Was war von einem Prozeß Gutes zu erwarten, wenn er in Rom anhängig gemacht wurde, dort, wo „Herr Wendemantel" und „Doktor Greif" am Ruder saßen? Notarien und Advokaten errichten aus dem Schweiß und Blut der Deutschen „eine tyrannische Pracht".

Da fordert Eberlin, daß sich das Recht mehr auf Sitte und Gewohnheit, denn auf den Buchstaben gründe. Es soll Mündlichkeit des Verfahrens herrschen und soll sein wie in alten Tagen: „Wenig Gesetz und viel Glaube!"

Man muß sagen: das sind Laienurteile. Gewiß. Aber es schlägt darin ein deutsches Herz und ein gesunder Sinn. Das Volk mißtraute mit richtigem Instinkt dem römischen Recht und der juristischen Buchstabenorthodoxie. So war's damals. Und heute?





IV. Soziale Kritik und Reformideen.

1. Gegen den Wucher.

Ohne den Boden der Religion und Kirche zu verlassen, ja gerade als eine Folgerung aus der reformatorischen Weltanschauung unterzieht Eberlin die öffentlichen Zustände einer scharfen Kritik und fordert im Namen der neuen Lehre eine durchgreifende soziale Reform.

Verbittert war des Volkes Herz über die Beteiligung der Kirche und ihrer Vertreter am Wucher. Die mittelalterlichen Rechtsnormen verboten offiziell den Wucher. Als nun mit dem Emporkommen der Städte und durch Handelsbeziehungen neben die ländliche Naturalwirtschaft das Kapital mit seinen Licht- und Schattenseiten trat, schienen die den Christen untersagten Geldgeschäfte unentbehrlich. Man fand einen Ausweg. Päpstliche Erlasse gestatteten den Juden das Zinsnehmen; und zwar in loyalster Weise. Erlaubt waren 32, höchstens 50 Prozent! Aber je länger, je mehr mischte sich die Kirche in

kaufmännische Unternehmungen und jüdischen Geldhandel. Die Stelleneinkünfte bestanden vielfach neben Fronden und Naturalpacht aus Geldzins. So läßt Eberlin einen „trostlosen Pfaffen" klagen: „Unser Pfründengut ist böses Gut, vom Wucher gesammelt; ein groß Teil ist Geldzins". Freilich Wucher war nicht die von den Altgläubigen beliebte Bezeichnung. Man redete von der Gült. Aber: „Gült unterscheidet sich vom Wucher wie Hänsel von Hans". Was bei der Gült am anstößigsten erschien und am meisten empörte, das war die grausame, gewinnsüchtige Praxis.

„Es ist aber dazu kommen, wo ein Gut ist, es seien Äcker oder Wiesen, Gärten oder Häuser, es wird durch Wucher, Gült genannt, beschwert, also, daß nichts mehr frei ist."

Gegen dieses wirtschaftlich-kapitalistische Aussaugesystem, gegen die Christen und Kleriker, die „mit den Juden auf einer Geige fideln", wandte sich Eberlin in den stärksten Ausdrücken. Er bekämpft den Wucher und rät, das arme Volk und die Leibeignen nach Möglichkeit von Feudallasten zu befreien. Fehle neben dem Recht die Billigkeit, verstehe man nicht aus christlicher Nächstenliebe zur rechten Zeit nachzugeben, so werde sich bei dem grollenden Volkshaufen die Unzufriedenheit in einem Unwetter entladen.

2. Gegen den Kommunismus.

Bei dem harten Druck der geistlichen und weltlichen Herrenmacht, unter dem das gemeine Volk seufzte, war die evangelische Lehre von der sittlichen Freiheit und persönlichen Gleichheit leicht einer mißverständlichen kommunistischen Auffassung ausgesetzt. Es traten besonders unter den bereits geschilderten Prädikanten Leute auf, „welche im Evangelium suchten, was sie nicht suchen sollten". Weil wir alle gleich mit dem Blute Christi erlöst und eines Vaters Kinder seien, meinten sie, daß „hinfort kein Ungleicher in Gütern, kein Armer, kein Reicher mehr sein solle. Kurz — daß es zugehe auf Erden, wie wir Deutsche vom Schlaraffenland, die Poeten de insulis fortunatis und die Juden von ihren Messiaszeiten dichteten." Diesen sozialistischen Irrtum widerlegt Eberlin mit Gründen, die auch heute noch unter gleichen Bedingungen Beweiskraft haben: „Welche alle Dinge wollen gemein und gleich machen, haben keinen Verstand. Sie sind Träumer und Schwärmer; denn keine Gleichheit möchte einen Tag bestehen. Denn ob man alle Güter auf Erden gleich machte, so ließen es die Buhler, Prasser, Spieler nit lang gleich bleiben; brächten um ihren Teil; danach wollten sie mehr teilen. Das wollten dann die vorigen Teiler nit leiden."

3. Reformideen.

Als ein warmer Freund und wohlmeinender Berater des Volkes erscheint Eberlin, wenn er fast alle Erscheinungen des öffentlichen und privaten Lebens bespricht, welche zusammen die soziale Lage bedingen: Landwirtschaft und Handel, Arbeit und Kapital, Rechts- und Steuerverhältnisse, Wohnungs- und Sonntagsfrage, Gesetz- und Gesundheitspflege, Wucher- und Judenfrage.

Heben wir unter seinen Reformvorschlägen ein paar charakteristische hervor!

Die Lohnverhältnisse sollen derart geordnet sein, daß sie zum Unterhalt eines Lebens dienen, welches gleicherweise von überfeinerten Genüssen, wie menschenunwürdiger Not entfernt ist. Eine liebevolle Fürsorge liegt darin, wenn Eberlin die Lebensmittelpreise so gestellt wissen will, daß z. B. auch der Arme für $1/2$ Pfennig Brot zur Sättigung und für 1 Kreuzer Wein zur Genüge kaufen kann. Durch solche Einrichtungen sollte die Armut vor dem bitteren Elend beschützt werden, welches immer dann so drohend das Haupt erhebt, wenn es am Unentbehrlichsten, an der täglichen Nahrung, gebricht.

Aber nicht nur die gerechte Belohnung, nein, auch die Pflicht und den Adel der persönlichen Arbeit verkündet Eberlin. Müßiggang ist von Staats wegen zu bestrafen. Vielleicht dachte Eberlin an das bekannte Apostelwort, welches eine Welt sozialer Wahrheit und Gerechtigkeit einschließt: „So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen".

Eberlins „Fünfzehn Bundesgenossen“ beantragen aufsteigende, direkte Einkommensteuer, Einheit von Maß und Münze. Zu den Pflichten des Gemeinwesens rechnet Eberlin die Gesundheitspflege; ihr dienen öffentlich bestellte Ärzte. Breite Straßen, Badehäuser, gesondert für Männer und Frauen, Verlegung der Kirchhöfe vor die Stadt erscheinen dem hellblickenden Volksmann als sanitäres Bedürfnis. Die aufgehobenen Klöster sollen in Armenhäuser umgewandelt und der bürgerlichen Obrigkeit unterstellt werden. Aber bei aller nackten Nützlichkeit vergißt Eberlin nicht das Angenehme und Schöne, das, was zur geistigen und leiblichen Erholung dient. Während bei Privatwohnungen einzig und allein die Rücksicht auf Gesundheit ausschlaggebend und der Aufwand strafbar sein soll, dürfen öffentliche Gebäude mit „Kunst und Luxus“ versehen sein.

An den Feiertagen soll der Nachmittag öffentlichen Spaziergängen, Volksfesten und Volksbelustigungen gewidmet sein.

Einige der angeführten Forderungen atmen, ihres zeitgeschichtlichen Gewandes entkleidet, ganz modernen Geist. Was man „christliche Staatsidee“, „christlichen Sozialismus“, „das Berechtigte an der Sozialdemokratie“ nennt, das findet sich keimartig, in unfertigen Anfängen, schon bei Eberlin von Günzburg.

Bei viel Wärme und Herzlichkeit fehlt es in Eberlins Kritik doch auch stellenweise nicht an absurden Einseitigkeiten und Härten. Sein «furor teutonicus»

erklingt in allen Registern, wenn er auf die „Äfferei und Schinderei“ der Romanisten zu sprechen kommt. Wie sich einst die Vorfahren den einwandernden Bettelmönchen mit Gewalt widersetzt haben, so hält es der deutsch-nationale Volksmann für unausbleiblich, „daß die frommen Deutschen sie all werden wieder dem Papst heimschicken, daß er sie halte in seinem Lande!“

Mehr als mosaisch, geradezu drakonisch klingt es, wenn wir hören, mit welchen Radikalkuren der Eiferer für öffentliche Zucht und Sitte manche Schäden geheilt wissen will: Wer die Ehe bricht, wird getötet; wer öffentlich zutrinkt, wird ertränkt; der Gotteslästerer mit Ruten gezüchtigt. Bei Kopfabhauen soll kein anderes Gebet gestattet sein als das Vater-Unser. Diese sonderbaren Vorschläge in Eberlins Erstlingsschriften gestatten einen Rückschluß — und das ist das zeitgeschichtlich Interessante — auf die damals herrschenden Laster.

Wunderlich ist Eberlins Einfall über die Aufgabe der öffentlichen aus „gemeinen Säckel versehenen“ Schule. „Alle Kinder, Mägdlein und Knäblein soll man im dritten Jahre ihres Alters zur Schule tun, bis sie acht Jahre alt werden. Außer dem Evangelium soll man die Kinder lehren Latein und Deutsch gemeinhin gleich verstehen, von Griechisch und Hebräisch ebenso ein wenig lesen und verstehen. So ein Kind acht Jahre alt ist, mag man es zu einem Handwerker tun, oder aber länger studieren lassen.“ Auch die mittelalterlichen Schulkünste des Messens,

Rechnens und Sternkennens sollen Gegenstand des Unterrichts sein.

Das geht allerdings über „Volksbildung“. Solche Dinge bleiben Wunderlichkeiten, die auch nicht durch den Hinweis auf das durch einzelne frühreife Geister ausgezeichnete Jahrhundert aufgehoben werden.

Im Vorbeigehen sei als recht bezeichnend daran erinnert, daß Johannes Janssen in seiner „Geschichte des deutschen Volkes“ neben andern tendenziös gewählten Zitaten aus Eberlins Schriften auch das obige über die Schuleinrichtungen gebracht hat. Was ist die Absicht? Eberlin soll für den Geschmack des 19. Jahrhunderts, dessen Anschauungen er durchaus nicht fern steht, ungenießbar gemacht werden. Es soll der Eindruck erweckt werden, als sei die Welt durch die Reformation „närrisch und schwärmerisch“ geworden. Abgesehen von Gründen geschichtlicher Wahrheit, gibt es für unsern Standpunkt gar keine Veranlassung, Eberlins vereinzelte Wunderlichkeiten und Heftigkeitsausbrüche zu verschweigen. Aber die ultramontanen Schlüsse sind falsch. Denn ähnlich, wie bei Luther, kommen auch bei Eberlin Härten und absonderliche Einseitigkeiten gegenüber dem Eindruck der ganzen Persönlichkeit, ihrer Grundrichtung und Gesamtwirksamkeit gar nicht zur selbständigen Geltung.

Da die Gegenwart ja gerade vom Interesse am öffentlichen Volksschulwesen so stark bewegt wird, so ist es interessant, zu hören, daß Eberlin in der Praxis zu Wertheim von seinen anfänglichen Wun-

derlichkeiten zurückgekommen ist. Es sind ganz moderne Forderungen, wenn Eberlin dem Grafen Georg II. zur Einführung des Schulzwangs rät und die Gemeinden zu den Schullasten und Unterrichtskosten herangezogen wissen will. Und wenn Eberlin ferner verlangt, daß man die Kinder, neben Lesen und Schreiben, Religion und Rechnen auch lehre „Kräuter unterscheiden“, so steht er mit dieser Forderung, nutzbringende „Realien“ zu treiben, ganz auf der Höhe der neuzeitlichen, fortgeschrittenen Pädagogik!





V. Das Reformationszeitalter und die Gegenwart.

Das Losungswort der Geschichte heißt: Entwicklung, nicht: Wiederholung. Gewaltig ist der kulturelle Entwicklungsgang in den letzten Jahrhunderten. Die veränderte Art der Gütererzeugung, die Verkehrstechnik und der Maschinenbetrieb haben das Ansehen der Welt ganz wunderbar geändert. Die Wissenschaften, vor allem die Naturwissenschaft, haben auch im geistigen Leben einen großen Umschwung herbeigeführt und eine neue Weltanschauung geschaffen. Und doch besteht zwischen dem Reformationszeitalter und unserem Industriezeitalter eine geistige Verwandtschaft, eine innere Wechselwirkung. In der Entwicklung zeigt sich doch auch eine Art von Wiederholung. In Luthers Tagen, wie in Bismarcks Ära, sind es im Grunde dieselben Fragen, die das Volk bewegen: Es ist das Nationale, das Religiöse und das Soziale. Freilich werden diese drei Fragen, welche immer in Verbindung auf-

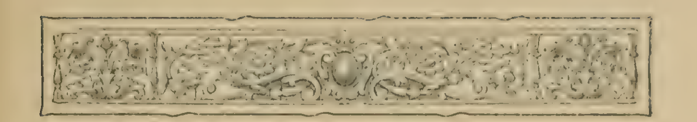
treten, doch zu einer Zeit nie in gleichem Maße und vor allem nicht mit gleichem Erfolg behandelt. Was damals scheiterte, glückte in unserm Zeitalter; was damals im Vordergrund stand, gilt heute als Begleiterscheinung. Luther befriedigte das religiöse Verlangen; Bismarck erfüllte die nationale Sehnsucht. Die soziale Frage, welche damals die Gemüter so tief ergriff und heute Staat und Gesellschaft beschäftigt, harrt noch der Lösung.

Mit der sozialen Frage verbindet sich auch in unsern Tagen der Kampf um die religiöse Weltanschauung und das Bestreben, den deutsch-nationalen Geist zu stärken und die politische Einheit durch eine Gesinnungseinheit auch zu einer lebensstarken, innerlichen Einheit zu gestalten.

In diesen Bestrebungen werden wir aus dem Reformationszeitalter zu lernen haben. Nicht so, daß wir etwa Vorgänge und Persönlichkeiten von damals zu kopieren versuchten! Das wäre Torheit. Wenn wir an die damalige Zeit anknüpfen, so heißt das nicht, unser Empfinden um Jahrhunderte zurückschrauben. Das wäre etwas Naturwidriges. Aber wir sehen im Reformationszeitalter den gewaltigsten Durchbruch des deutschen Geistes, ein elementares Walten religiöser Kräfte. Und diese naturkräftige Verbindung des Nationalen und Religiösen macht jene Epoche zum größten Erlebnis der deutschen Volksseele. Und die Kräfte, welche damals unter Kampf und Sturm eine neue Zeit heraufführten, werden wir auch heute nicht, ja nie, entbehren können,

wo es sich um eine Wiedergeburt des deutschen Volkes handelt. Das Große und Glänzende der Freiheitskriege, das Geheimnis der Kraft in jener Zeit der glorreichen Volkserhebung, lag in dem Zurückgehen auf die reformatorischen Geistesquellen. Auch in der Gegenwart werden die Bestrebungen um wirtschaftliche und geistige Erneuerung nur dann dauernden Erfolg haben, wenn der Geist der Reformation die führenden Männer beseelt. Die unsterbliche, ewig junge und immer wieder verjüngende Art des reformatorischen Geistes liegt in der lebensvollen Verbindung von religiöser **Innerlichkeit** mit dem starken Willen, auf **das ganze Volksleben** im Sinn einer **Neugestaltung einzuwirken**. Hierin liegt das Vorbildliche und Bedeutungsvolle des Reformationszeitalters für unsere Gegenwart.





VI. Die fortwirkende Bedeutung Eberlins.

Nicht durch berauschende Erfolge, auch nicht durch glänzende Genialität hat Eberlin von Günzburg eine in der Gegenwart fortwirkende Bedeutung. In seinem Charakter, in der Art, wie er für die Wahrheit des Glaubens und die Wohlfahrt unseres Volkes wirkte, liegt das Vorbildliche. Die Jugend, welche einem Ideal zustrebt, wird aus Eberlins rastlosen, uneigennützigen Kämpfen neuen Mut gewinnen, gegen starken Wind zu fahren. Die Männer, welche wirklich aufrechte Männer sind, werden den Eindruck gewinnen, daß es zur geistig gesunden Männlichkeit gehört, neben der Berufstreue und den Geschäftsfragen auch den öffentlichen Dingen, den Fragen des Volkslebens, Herz und Verständnis entgegenzubringen. Das ist das Unglück der heutigen gebildeten Männerwelt, daß Berufsarbeit und gesellschaftliche Vergnügungen alle Kräfte dermaßen in Anspruch nehmen, daß für die Pflege idealer Geistesgüter und

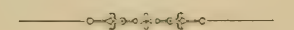
die Teilnahme an den öffentlichen Fragen keine Lust und keine Zeit übrig bleibt. Wenn die gebildete Männerwelt sich nicht aufrafft, darf sie sich nicht wundern, wenn die emporstrebenden, für das Aktuelle so lebhaft interessierten sozialdemokratischen Massen und die fortschrittliche Frauenwelt über sie hinwegschreitet.

Auch das offizielle Kirchentum kann, wie aus dem Reformationszeitalter, so auch von Eberlins Beispiel viel lernen. Vor allem die Wahrheit, daß in der Kirche das träge Beharren im Althergebrachten nicht als oberstes Gesetz gelten darf. Die Religion wird die suchenden und ringenden Geister nur dann wieder zurückerobern und dauernd fesseln, wenn man sich bemüht, für den ewigen Inhalt des Christentums neue Betätigungsformen zu suchen. So wirkt das Göttliche auch erneuernd, umgestaltend auf das Zeitliche. Eberlin greift, ohne den religiösen Boden zu verlassen, mitten ins Volksleben hinein. Er entwickelt aus dem Christentum kein politisches und soziales Programm; aber er sucht das politische und soziale Leben mit evangelischem Geist zu beeinflussen. Als Mann der reformatorischen Schule tut er das als etwas ganz Selbstverständliches. Wir Neueren aber tun oft so, als ob das Politische für die Religion ein Tabu sei. Dabei erfährt der Protestantismus im öffentlichen Leben durch die Politik eine Niederlage nach der andern. Soll das so weiter gehen? Haben deshalb Luther und Eberlin gekämpft, daß im Heimatlande der Reformation Ultramontanismus und Sozial-

demokratie das öffentliche Leben der Nation beherrschen?

Wir müssen bei aller unveräußerlichen Glaubensinnigkeit mehr aktuelle Kampfesfreudigkeit entfalten. Das ist deutsch, protestantisch, eberlinisch. Dabei werden wir, wie Eberlin und die Kämpfer seiner Zeit, nicht sofortigen Erfolg erleben. Manche Reformideen Eberlins sind erst nach dreihundert Jahren zur Wirklichkeit geworden. Wir dürfen nicht den äußeren Erfolg zum Richter unseres Strebens machen. Die Lauterkeit, Reinheit und Kraft des Strebens macht den bleibenden Wert. Die augenblickliche Erfolglosigkeit kann sich sehr wohl doch mit einer dauernden Wirkungsfähigkeit vereinen. Das lehrt Eberlins Beispiel in schönen, erfreuenden Zügen.

Jeder ernste Mann, der mehr will als Pläsier und Profit, jeder, der ein Ideal hat und aus einem inneren Drang heraus handelt, wird, wie Eberlin, durch viel Widerwärtigkeiten und Niederlagen hindurch müssen. Aber dieser Weg soll nicht gegangen werden mit gesenktem Haupt und verzagtem Mut, sondern aufrecht und mit hellen Augen — allzeit mit der Eberlin-Losung: „Hindurch mit Freuden!“



Anhang.

Verzeichnis der benutzten Bücher.

Von Eberlins Originalschriften:

1. Die XV Bundesgenossen. (Königl. öffentl. Bibliothek Dresden.)
2. Wie gar gfarlich sey. So Ain Priester kein Eeweyb hat ꝛc. (Dresden.)
3. Vom misbrauch Christlicher freyheit. (Universitätsbibl. Halle und Dresden.)
4. Syben frumm aber trostlose pfaffen klagen jre not ꝛc. (Halle. Dresden.)
5. Der Frommen pfaffen trost. (Halle. Dresden.)
6. Eyn new und das letzt außschreyben der XV bundtgenossen. (Dresden.)
7. Wider den unfursichtigen unbeschaydͤen außgang viler der Klosterleüt. (Dresden.)
8. Ain fraintliche trostliche vermanung an alle frummen Christen zu Augsspurg Am Lech ꝛc. (Dresden.
9. Ain kurtzer gschrifftlicher bericht etlicher puncten halb Christlichs glauben, zugeschickt der hailgen samlung außerwelten Christen zu Vlm in schwaben. (Halle. Dresden.)
10. Die ander getrew vermanung Joannis Eberlin von Güntzburg an den Rath der loblichen stadt Vlm ꝛc. (Dresden.)
11. Wider die falschschaynenden gaystlichen under dem christlichen Hauffen, genannt Barfusser oder Franciscanerorden. (Dresden.)

12. Ein kostlich predig von zweyerlei reich, von des Teufels reich und Christi reich ꝛc. (Stuttgarter Staatsbibliothek.)
13. Der Glockerthurm bin ich genannt ꝛc. (Dresden.)
14. Ein freundtliches zuschreyben an alle stendt teutscher nation ꝛc. (Dresden.)
15. ? Klag vmb antwort von Lutherischen vnd Bebstlichenn pfaffen vber die Reformacion so neulich zu Regenspurg der priester halben außgangen ist. MDxxiiij. (Halle.)
16. Ain Büchlein darin auf III fragen geantwurt wird. (Dresden.)
17. Wie sich eyn diener Gottes wortts ynn all seynem thun halten soll ꝛc. (Halle. Dresden.)
18. Mich wundert, daß kein gelt ihm land ist. (Halle. Dresden.)
19. Ein getrew warnung an die Christen in der Burgawischen mark, sich hinfürohin zu hüten vor aufrur und vor falschen predigern. (Dresden.)

Dr. Martin Luthers sämtliche Werke; herausgegeben von Dr. Konrad Irmischer. Bd. 21, 22, 24, 25, 27, 28.
Ulrici Hutteni opera. vol. II. ed. Böcking.
Sebastian Brants Narrenschiff, herausgegeben von Friedrich Zarncke 1854. (Die Zitate in der Übertragung von Junghans.)
Thomas Murners Gedicht vom großen Lutherischen Narren; herausgegeben von Heinrich Kurz (S. 30—61).

Leopold v. Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. I.
Johannes Janssen: Geschichte des deutschen Volkes ꝛc. I. und II.
Gustav Freytag: Aus dem Jahrhundert der Reformation.

K. Hagen: Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter.

Oskar Schade: Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. I. und II.

August Baur: Deutschland in den Jahren 1517–1525 betrachtet im Lichte gleichzeitiger anonymer und pseudonymer deutscher Volks- und Flugschriften.

W. Zimmermann: Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges.

Adolf Stern: Die Sozialisten der Reformationszeit.

Bernhard Riggenbach: Johann Eberlin von Günzburg und sein Reformprogramm. Ein Beitrag zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Tübingen 1874, gr. 8°, 290 S.

Max Radlkofer: Johann Eberlin von Günzburg und sein Vetter Hans Jakob Wehe von Leipheim. Zugleich mit einem Überblick über die Bauernbewegung in Oberschwaben im Februar und März 1525 bis zum Ausbruch des Krieges und einer Geschichte des Leipheimer Haufens. Nördlingen 1887, gr. 8°, 653 S.

David Strauß: Ulrich von Hutten. 4. Auflage.

Fritz Baumgarten: Wie Wertheim evangelisch wurde.



C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.



